

Das moderne männliche Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault

Im Folgenden handelt es sich um eine nachträgliche Verschriftlichung der Vorträge von Andrea Maihofer und Klaus Theweleit sowie der Podiumsdiskussion, die im Rahmen des Symposiums „Das moderne männliche Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault“ am 6.7.2007 im Carl-Schurz-Haus gehalten bzw. geführt wurden.

Die Transkription eines Audio-Mitschnittes der Veranstaltung wurde – der besseren Lesbarkeit wegen – dabei vorsichtig an die schriftsprachliche Form angeglichen.¹ Es handelt sich also nicht immer um die wort-wörtlichen Formulierungen, die in der ‚Live-Situation‘ gewählt wurden. Der mündliche Duktus wurde jedoch nicht vollständig ‚geglättet‘.²

Vortrag von Andrea Maihofer

Ich freue mich hier zu sein und zum Thema „Das männliche Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault“ sprechen zu können. Da ich mich dabei auf einen Abschnitt aus meinem Buch *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz* (1995) beziehe, können Sie Teile des Vortrags auch dort noch einmal nachlesen. Zentral für meine Ausführungen sind zwei Texte: zum einen die *Dialektik der Aufklärung* von Horkheimer und Adorno (Horkheimer/ Adorno 1987), zum anderen *Sexualität und Wahrheit* Band 1 und Band 2 von Foucault (1979 und 1986).

Ein großer Teil des Vortrags wird eine Art Textlektüre sein; es werden Ihnen also immer wieder Textpassagen präsentiert, anhand derer ich Thesen herauszuarbeiten versuche.

Dabei möchte ich deutlich machen, warum aus meiner Sicht die *Dialektik der Aufklärung* und *Sexualität und Wahrheit* für die aktuelle Geschlechtertheorie interessant und relevant sind. Ich hoffe, dass dies im Laufe des Vortrags beziehungsweise der Diskussion deutlich wird und Sie sich angeregt fühlen, diese Texte auch noch einmal selbst unter dem thematischen Aspekt des „männlichen Subjekts“ anzuschauen.

Zu Beginn möchte ich ein paar Gesichtspunkte herausstreichen, die zunächst vielleicht sehr abstrakt wirken, die aber im Laufe des Vortrags erläutert und ausbuchstabiert werden sollen. Ich gehe davon aus, dass die Konzeptionen von Subjekt, Identität und Männlichkeit, wie sie in beiden Theorietraditionen entwickelt werden, hohe Überschneidungen miteinander aufweisen. Das werden wir insbesondere an einer Textstelle noch genauer sehen. Auf die Unterschiede zwischen diesen Konzeptionen werde ich nur punktuell eingehen; das würde sonst den Rahmen des Vortrags sprengen.

Interessant für die aktuelle Geschlechtertheorie ist *erstens*, dass in beiden Texten Begriffe wie Subjekt, Identität und Geschlechtlichkeit als historische und gesellschaftlich-kulturelle Phänomene begriffen werden oder anders ausgedrückt: als historisch bestimmte gesellschaftlich-kulturelle Praxen.

Zweitens wird zwischen Subjekt/Identität, Geschlechtlichkeit und Klasse ein konstitutiver Zusammenhang hergestellt. Das heißt, sie werden als soziale Praxen verstanden, die auf das engste miteinander verwoben entstehen. Dies ist ein wichtiger Punkt für aktuelle Geschlechtertheorien, in denen vermehrt die Frage diskutiert wird, wie die enge Verbindung zwischen Subjektivität, Geschlechtlichkeit und Klasse begrifflich zu fassen ist. In beiden Texten finden wir einen Zugang, diese Zusammenhänge aufzuzeigen, den ich für extrem relevant halte – auch im Übrigen, ohne dies hier weiter ausführen zu können bezogen auf Ethnizität/Rasse; geht es hier doch ganz ausdrücklich um das *westliche* Subjektverständnis. Dieser Zugang erlaubt meiner Meinung nach möglicherweise eine produktive Alternative zum Verständnis dieser Zusammenhänge, wie es derzeit in der Debatte um ‚Intersektionalität‘ dominiert.

Drittens wird in beiden Ansätzen davon ausgegangen, dass Subjektivität und Identität in sich ‚männlich‘ sind. Hier stellt sich die Frage, was wir eigentlich meinen, wenn wir sagen, das Subjekt, das moderne bürgerliche Subjekt, ist in sich ‚männlich‘. Bei Adorno/ Horkheimer und Foucault werden die Entwürfe von Subjektivität und vom Selbst zwar auch deswegen als ‚männlich‘ begriffen, weil sie von Männern entwickelt werden. Der entscheidende Punkt ist jedoch, dass Subjektivität und Identität als Selbstverhältnis gedacht und erklärt werden, als ein Selbstverhältnis, das Individuen zu sich herstellen müssen und das als ‚in sich männlich‘ verstanden wird. Das heißt, ein Individuum ist nicht aufgrund seiner Biologie ‚männlich‘, sondern weil es in sich ein Verhältnis der ‚Männlichkeit‘ errichtet bzw. errichten muss. Die Herstellung von Männlichkeit impliziert also eine spezifische, nämlich in sich ‚männliche‘ Form der Subjektivierung. Dies ist der entscheidende Kniff in beiden Texten, der hoffentlich am Ende meines Vortrags noch etwas klarer wird.

Viertens werden in beiden Ansätzen Subjektivität und Subjektivierungsweisen, Identität und Identitätspraxen als politische Phänomene und als Teil gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse verstanden. Wir haben also die Möglichkeit, mit Adorno/ Horkheimer und Foucault einen Zusammenhang zwischen bestimmten gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen und Subjektivierungsweisen herzustellen. Das führt im Spätwerk Foucaults zu der Beschreibung dieser Subjektivierungsweisen als „Techniken des Selbst“, die gleichzeitig bestimmte Techniken des Regierens sind. In dem Verhältnis zu

sich selbst als einem Subjekt sind folglich Selbsttechnologien und Herrschaftstechnologien auf das engste miteinander verbunden.

Damit komme ich zu einem ersten Zitat. Es stammt aus der *Dialektik der Aufklärung* und weist eine sehr hohe Ähnlichkeit zu Textstellen auf, wie wir sie auch bei Foucault finden. Es ist eine der berühmtesten Stellen aus der *Dialektik der Aufklärung* in Bezug auf das Thema Subjekt und Männlichkeit:

Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen geschaffen war, und etwas davon wird noch in jeder Kindheit wiederholt. (Horkheimer/ Adorno 1987, 56)

Dieses Zitat enthält alles, was in dieser Konzeption von Subjekt und Männlichkeit zentral ist: Der Prozess, in dem Menschen Subjekte werden und eine Identität entwickeln, ist Horkheimer und Adorno zufolge ein historischer und gesellschaftlich-kultureller Prozess und er ist ein „furchtbarer“ Prozess, der mit Versagung, Zwang und viel Arbeit an sich selbst verbunden ist. Er stellt damit einen Disziplinierungsprozess im Sinne Foucaults dar. Zugleich wird betont, dass es sich hier um ein Selbst handelt, das mit sich „identisch“ ist, eine Identität entwickelt. Zu diesem Typ von Subjektivität gehört also ein Konzept von Identität. „Identität“ heißt dabei: das Selbst besitzt eine Kontinuität in der Zeit sowie eine innere Kohärenz bzw. es muss beides immer wieder als ein inneres Verhältnis zu sich selbst herstellen. Auch Identität ist folglich nicht etwas Ahistorisches, das wir als Menschen per se in uns haben und lediglich sozialisatorisch entfalten. Sie gehört nicht ontologisch zum Menschsein als solchem. Sie wird vielmehr als etwas verstanden, was die Menschen in einer bestimmten historischen Phase und in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext als Selbstverhältnis zu sich entwickeln *müssen*. Identität ist also wie Subjektivität ein Disziplinierungs- und Normalisierungsprozess, der zu einem bestimmten historischen Kontext gehört, in dem die Ausbildung einer Identität, einer inneren und zeitlichen Einheitlichkeit zu einer sozialisatorischen Aufgabe wird, die alle Individuen erfüllen müssen.

Im Zitat ist außerdem der Begriff des Zweckgerichteten von Belang. Damit wird ein Zusammenhang zwischen der Entwicklung der modernen Subjektivität und der Entwicklung der bürgerlich kapitalistischen Gesellschaft hergestellt. Dieser historische Subjekttyp ist zweckgerichtet und wird im Rahmen von ökonomischen Imperativen ausgebildet sowie mit der Etablierung der bürgerlichen Klasse. Dieses Verhältnis des Menschen zu sich selbst als autonomes Subjekt wie identisches Selbst ist jedoch keineswegs das des modernen westlichen bürgerlichen Menschen schlechthin. Horkheimer und Adorno zufolge handelt es sich dabei um das des bürgerlichen *Mannes*. Es handelt sich um die Entwicklung des „männlichen Charakters des Menschen“, um ein Selbst/Subjekt, das *in sich männlich* ist. Nach ihnen besteht in diesem Prozess also eine konstitutive Verbindung von Subjekt, Identität, Männlichkeit und der bürgerlichen Klasse. Und nicht zuletzt wird in diesem Zitat deutlich, dass ein Subjekt zu werden eine gesellschaftliche Norm darstellt, ein Strukturelement bürgerlich kapitalistischer Gesellschaften. Das heißt, Subjektivierung ist ein hegemonialer Dis-

ziplinierungsprozess, den jedes Individuum in diesen Gesellschaften in seiner individuellen Biografie in sich/mit sich vollziehen muss.

Wie eng für Horkheimer und Adorno dieses Konzept von Subjekt/Identität mit der Entwicklung der bürgerlich kapitalistischen Gesellschaft verbunden ist, zeigt sich in folgender Formulierung nochmals besonders deutlich. In der Formulierung geht es um die Entwicklung des Arbeitnehmers, desjenigen, der seine Ware Arbeitskraft verkaufen muss. „Frisch und konzentriert müssen die Arbeitenden nach vorwärts blicken und liegenlassen, was zur Seite liegt. Den Trieb, der zur Ablenkung drängt, müssen sie verbissen in zusätzliche Anstrengung sublimieren. So werden sie praktisch.“ (Ebd., 57)

Zentral für dieses Subjektverständnis sind die Einsichten der Psychoanalyse, insbesondere die Triebtheorie. Was Freud jedoch in der Psychoanalyse eher als ahistorisches, anthropologisches Konzept von Subjektivität entwickelt, wird bei Horkheimer und Adorno historisiert und einer bestimmten Phase gesellschaftlich-kultureller Entwicklung zugeordnet. Allerdings gehen auch sie wie die traditionelle Psychoanalyse von den Trieben als einer anthropologischen Konstante aus. Alle Menschen haben Triebe, die, weil sie z.B. ablenken, unterdrückt werden müssen. Triebe haben mit Sexualität zu tun, mit Liebe, Lust und Leidenschaft sowie mit Genusssucht und Faulheit, aber auch mit Aggressionen und Destruktion. Doch im Rahmen der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise wird es Horkheimer und Adorno zufolge insbesondere für die „männlichen“ Individuen unabdingbar, einen Teil ihrer Selbst, nämlich ihre Triebe in den Griff zu bekommen. Diese Disziplinierung ist wichtig sowohl für den Arbeiter als auch für den Kapitalisten. Und diese Fähigkeit erst macht den Menschen zu einem modernen bürgerlichen Subjekt.

Im Unterschied zu Horkheimer und Adorno sind für Foucault allerdings Triebe keine anthropologische Konstante, nichts diskursiv Vorgängiges. Im Gegenteil; für ihn werden Triebe im Prozess der Subjektivierung als solche überhaupt erst hergestellt. Das heißt, die Auffassung Freuds, nach der Männer stärkere Triebe haben als Frauen und deshalb, um ein stabiles Ich zu erlangen, ein stärkeres Über-Ich entwickeln müssen, ist aus der Perspektive Foucaults selbst Teil des bürgerlichen Männlichkeitskonzeptes. Ein „Mann“ zu werden, impliziert also auch, dieser Norm von Männlichkeit entsprechend starke Triebe zu entwickeln bzw. im eigenen Selbstverhältnis von starken Trieben, die beherrscht werden müssen, auszugehen. Hier besteht ein großer Unterschied zwischen Foucault und der traditionellen Psychoanalyse.

Ich komme zum nächsten Zitat aus der *Dialektik der Aufklärung*. Hier wird Odysseus als Beispiel für die Herstellung des modernen männlichen bürgerlichen Subjekts angeführt.

[J]e größer die Lockung [der Sirenen] wird, um so stärker läßt er [Odysseus] sich fesseln, so wie nachmals die Bürger auch sich selber das Glück um so hartnäckiger verweigerten, je näher es ihnen mit dem Anwachsen der eigenen Macht rückte. (Ebd.)

Sie wissen wahrscheinlich, dass Odysseus sich von seinen Gefährten an den Schiffsmast binden lässt. Im Unterschied zu ihnen hat er seine Ohren nicht verstopft, damit er dem lockenden Gesang der Sirenen zuhören kann. In diesem Zitat wird das spezifische Selbstverhältnis, das ein Individuum entwickeln muss, um ein Subjekt zu sein, noch etwas deutlicher als im vorigen: Der Bürger, der sich zu einem modernen männlichen Subjekt entwickelt, muss die Verlockungen der Sirenen, der Lüste und Leidenschaften beherrschen lernen. Und zwar im wahrsten Sinne des Wortes ‚beherrschen‘. Nicht sie dürfen ihn, sondern er muss sie beherrschen. Das heißt, das Individuum muss *Herr seiner Selbst* werden. Und erst in diesem Moment, in dem es *Herr* über sich ist, wird es zum Subjekt.

Beziehen wir dieses Zitat auf die Psychoanalyse, in der es, um das Verhältnis zwischen ‚Ich‘, ‚Über-Ich‘ und ‚Es‘ als Instanzen und Dimensionen von Subjektivität geht, können wir diesen Vorgang, wie ein Individuum zu einem Subjekt wird, folgendermaßen rekonstruieren: Zu einem Ich/Subjekt wird ein Individuum, wenn es einen Teil seiner Selbst, nämlich seine Triebe – das, was da in ihm verlockt und es am liebsten ins Wasser zu den Sirenen (den weiblichen Verführerinnen) springen lassen würde –, das Unbewusste, das Es im Namen des Über-Ichs beherrscht. Mit anderen Worten: Das Ich, das Subjekt entsteht in dem Moment, in dem es in der Lage ist, einen Teil seiner Selbst (die Triebe, das Es) im Namen des Gesetzes, der gesellschaftlichen Normen und Konventionen, eben des Über-Ichs, einem Teil seiner Selbst, nämlich dem Ich, zu unterwerfen. Dies ist ein wesentliches Moment der *Dialektik der Aufklärung* bezogen auf das westliche bürgerliche Subjekt. Zum Subjekt zu werden bedeutet hiernach Unterwerfung in einem doppelten Sinne: unterwerfen und sich unterwerfen. Die Individuen unterwerfen sich dem Gesetz, richten sich nach den gesellschaftlichen Normen und Regeln, indem sie einen Teil ihrer Selbst sich selbst unterwerfen. In diesem Moment werden sie zum Subjekt. Allerdings – und das macht dieses Subjektverständnis für die Geschlechtertheorie so interessant – zu einem *männlichen* Subjekt. Denn in diesem *Herr werden über sich* stellen sie ein männliches Verhältnis zu sich selbst her. Herr über sich selbst zu werden ist nach diesem Verständnis zugleich Herstellung von Männlichkeit, von *doing masculinity*.

Gehen wir nun zu Foucault über. In *Sexualität und Wahrheit* gibt es eine Formulierung, bei der man meint, Foucault beziehe sich auf die *Dialektik der Aufklärung*, ohne dies allerdings zu erwähnen. (Foucault hat im Übrigen immer wieder darauf hingewiesen, dass er es bedauerlich findet, Horkheimer und Adorno zu spät gelesen zu haben und der theoretischen Nähe zu ihnen nie wirklich systematisch nachgegangen zu sein.)

Ein ungeheures Werk, zu dem das Abendland Generationen gebeugt hat, während andere Formen von Arbeit die Akkumulation des Kapitals bewerkstelligten: die Subjektivierung der Menschen, das heißt ihre Konstituierung als Untertanen/ Subjekte. (Foucault 1979, 78)

Obwohl das Zitat sehr abstrakt ist, enthält es alle Aspekte unseres Themas, außer der Geschlechtlichkeit. Was hier deutlich wird, ist – ähnlich wie in der *Dialektik der Aufklärung* – das „ungeheure Werk“, das Zwangsverhältnis, mit dem die Entstehung von Subjektivität verbunden ist. Menschen entwickeln Subjektivität also nicht natürlicherweise, sondern in einem historischen, gesellschaftlich-kulturellen Disziplinierungs- und Formierungsprozess. In einer ungeheuren Arbeit an sich selbst. Dieser Prozess ist, wie wir sehen, auch hier ganz ausdrücklich an die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise gebunden.

Ohne auf Details eingehen zu können, möchte ich kurz darauf hinweisen, dass auch Marx sich mit der Dialektik von Subjektivierung beschäftigt hat. In dem Abschnitt des *Kapitals* zur „ursprünglichen Akkumulation“ (Marx 1972, 744 ff) stellt er den historischen Prozess dar, in dem Personen z.B. durch ihre Befreiung/Entlassung aus der Leibeigenschaft oder durch die Enteignung ihres Landes, von dem sie vorher subsistenzwirtschaftlich gelebt haben, *freigesetzt* werden. Sie sind nun freie und gleiche Subjekte, keine Leibeigenen mehr und zudem frei in dem Sinne, dass sie jetzt ihre Arbeitskraft verkaufen können, allerdings auch müssen. Ihre Freiheit schlägt damit in Ausbeutung und Unfreiheit um. Auch für Marx ist also der Prozess der Subjektivierung mit einer Dialektik von Freiheit und Unfreiheit, von Gleichheit und Ungleichheit verbunden. Diese Übereinstimmung der drei Konzeptionen von Adorno/ Horkheimer, Foucault und Marx ist sehr interessant.

Zurück zu Foucault: Auch für ihn werden, wie sich hier zeigt, nicht alle Individuen, nicht zu jeder Zeit und nicht in allen Gesellschaften Subjekte; Subjektsein ist vielmehr ein gesellschaftlich-kulturelles Phänomen. Ausserdem ist auch für ihn dieser Prozess der Subjektivierung mit der Gleichzeitigkeit von Unterwerfen und Sich-Unterwerfen verbunden. Diese Dialektik ist im lateinischen Wort ‚subicere‘ im Übrigen bereits enthalten: was sowohl unterwerfen als auch sich unterwerfen heißt. Ein Individuum wird zu einem Subjekt, indem es im Namen des Gesetzes, der Konventionen, des Gehorsams gegenüber dem Staat, einen Teil seiner Selbst, sich selbst unterwirft. Die hierin liegende Dialektik des Subjekts als einer im doppelten Sinne autoritären Disposition sowohl zum Herrschen als auch zum Beherrschtwerden, dem Gehorsam gegenüber einem Führer oder Staat, die auch schon Horkheimer und Adorno beschäftigt hat, kommt bei Foucault hier sehr schön in der Formulierung von der „Konstituierung als Untertanen/ Subjekte“ zum Ausdruck.

Foucault hebt in *Sexualität und Wahrheit* eine soziale Praxis besonders hervor, in der der Prozess der Subjektivierung historisch entsteht und individuell eingeübt wird: es ist die Praxis des „Geständnisses“.

Nun ist das Geständnis ein Diskursritual, in dem das sprechende Subjekt mit dem Objekt der Aussage zusammenfällt, und zugleich ist es ein Ritual, das sich innerhalb eines Machtverhältnisses entfaltet, denn niemand leistet sein Geständnis ohne die wenigstens virtuelle Gegenwart eines Partners, der nicht einfach

Gesprächspartner, sondern Instanz ist, die das Geständnis fordert, erzwingt, abschätzt und die einschreitet, um zu richten, zu strafen, zu vergeben, zu trösten oder zu versöhnen. (Ebd., 79 f)

Eine zentrale soziale Praxis, in der Menschen individuell und biografisch einüben, Subjekte zu werden, ist für Foucault das Diskursritual des Geständnisses (gegenüber dem Priester, dem Erzieher, dem Arzt, den Eltern). Dabei handelt es sich zum einen tatsächlich um das, was sich im Christentum als „Geständnis“ historisch entwickelt hat, die Beichte, zum anderen aber auch die Psychoanalyse, in der die PatienInnen mit dem Psychoanalytiker über sich sprechen. Mit dem Begriff des ‚Geständnisses‘ wird also ein großer historischer Bogen gespannt und eine soziale Praxis benannt, in der die Menschen gezwungen sind, einer ‚höheren‘ Instanz gegenüber über sich selbst zu sprechen. Das heißt, mit dem ‚Geständnis‘ wurde eine (Herrschafts)Technologie der Subjektivierung entwickelt.

Was in der Praxis des Geständnisses passiert, ist Folgendes: in ihm wird ein Teil unseres Selbst zum Gegenstand der eigenen Rede, z.B. in der Beichte unserer Sünden und sinnlichen Begierden. Das Selbst spaltet sich und im Verhältnis gegenüber der Instanz, die dieses Geständnis erzwingt, wird es sich selbst zum Gegenstand. Es entsteht ein Subjekt-Objekt Verhältnis im Selbst zu sich selbst. Subjektivierung auch bei Foucault also als Spaltung des Ichs in Ich, Es und Über-Ich.

Aus diesem Spiel hat sich im Verlauf mehrerer Jahrhunderte langsam ein Wissen vom Subjekt gebildet; nicht so sehr ein Wissen von seiner Form, sondern von dem, was es spaltet, was es möglicherweise determiniert, vor allem sich selber stets entgehen lässt. Das unerwartete Erscheinen ist aber kaum erstaunlich, denkt man an die lange Geschichte der christlichen und gerichtlichen Beichte, an die Verschiebungen und Umformungen, die diese für das Abendland so entscheidende Form des Macht-Wissens, die das Geständnis ist, durchgemacht hat. (Ebd., 89)

In diesem langen historischen Prozess ist nach Foucault ein Wissen über das Subjekt entstanden über das, was das Subjekt spaltet, das Es, die Triebe, was das Subjekt determiniert und sich ihm doch stets entzieht, es nie fassen kann: das Unbewusste.

Das Projekt einer Wissenschaft vom Subjekt hat immer engere Kreise um die Frage des Sexus gezogen. Die Kausalität im Subjekt, das Unbewußte des Subjekts, die Wahrheit des Subjekts im anderen, der weiß, das Wissen in ihm von dem, was er selber nicht weiß – all das hat im Diskurs des Sexes seine Entfaltung finden müssen. Keineswegs jedoch aufgrund eines Naturvermögens, das dem Sex innewohnt, sondern als Funktion von Machttaktiken, die diesem Diskurs immanent sind. (Ebd., 90)

Die Entstehung des Wissens vom Subjekt ist also eng mit der Entwicklung spezifischer Machttechniken verbunden und um die Diskurse um Sex und Sexu-

alität zentriert. Gleichzeitig wird in diesem Zitat deutlich, dass in der Praxis des Geständnisses die Vorstellung, dass wir so etwas wie ‚Sex‘ bzw. ‚Triebe‘ haben, die wir unterdrücken und beherrschen müssen, erst entsteht. Anders als für Horkheimer und Adorno ist das Unbewusste dementsprechend für Foucault nichts vordiskursiv Gegebenes, sondern Effekt dieser Machttechniken, die die Subjektivierung regulieren.

Was aber hat das mit Männlichkeit zu tun? Während Foucault im ersten Band von *Sexualität und Wahrheit* größeres Gewicht auf den Aspekt des Gehorsams und der Unterwerfung im Prozess der Subjektivierung legt, beschreibt er im zweiten Band *Der Gebrauch der Lüste* den Aspekt der Herrschaft bzw. die Dialektik von Herrschaft und Unterwerfung ausführlicher. Dabei wird auch der konstitutive Zusammenhang von Subjektivität und Männlichkeit deutlich. Er bezieht sich hier auf Texte aus der griechischen Antike, in denen in Reflexionen über das sexuelle Verhalten ein spezifisches Verhältnis zu sich selbst als „Moralsubjekt“ entwickelt wird. Die innere Logik des Verhältnisses zu sich selbst, das hier entsteht, enthält Foucault zufolge zentrale Elemente des modernen Subjekts. Wie schon Horkheimer und Adorno greift auch Foucault in seiner Konzeption des modernen Subjekts auf die Antike zurück. Und dieses Subjekt ist in sich ‚männlich‘. „Es ist eine Männermoral: eine Moral, die von Männern gedacht, geschrieben, gelehrt wird und an Männer – natürlich freie – gerichtet ist“ (Foucault 1986, 131).

Es geht dabei zunächst um die Beherrschung der Lust. Deren Gefahr wird vor allem in ihrer exzessiven Natur gesehen. Es gilt zu verhindern, von seinen Begierden/ Trieben überwältigt oder gar, wie sich im Deutschen so schön sagen lässt, *übermannt* zu werden. Das Problem der Lust liegt nicht, wie später im Christentum, in ihrer sündhaften oder gar teuflischen Natur. Die Lust war bei den Griechen keine Sünde. Sie muss daher auch nicht unterdrückt, sondern gemeistert werden. Ihr gegenüber darf der Mann nicht passiv ausgeliefert sein. Ziel ist vielmehr ihre aktive Beherrschung und Ausübung in gesundem Maße. Das heißt, in „diesem Verhältnis von Herrschaft als aktiver Freiheit wird der ‚männliche‘ Charakter der Mäßigung behauptet“ (Ebd., 109).

Wie bei Horkheimer und Adorno – allerdings sehr viel ausdrücklicher – ist bei Foucault das Selbstbeherrschungs-Verhältnis, das hier als ‚männliches‘ entwickelt wird, isomorph, d.i. *gleichförmig* zu dem Herrschaftsverhältnis des Mannes innerhalb des Hauses als Patriarch sowie in der Gesellschaft.

So wie im Haus der Mann befiehlt, so wie in der Polis die Ausübung der Macht weder den Sklaven, noch den Kindern, noch den Frauen zukommt, sondern den Männern, allein den Männern, so muss auch gegenüber sich selber jeder seine Mannesqualitäten zur Geltung bringen. (Ebd.)

Die Beherrschung seiner selbst ist die Voraussetzung für die Befähigung eines Individuums, ein Haus zu regieren und dies wiederum dafür, in der Polis andere zu regieren: „der Herr seiner selber und der anderen formiert sich in einem“ (ebd. 103). In dieser Konzeption des Herrschens, Regierens, Führens wird folglich ein Zusammenhang gesehen zwischen der Unfähigkeit, seine Begierden

zu beherrschen, sich vielmehr von diesen übermannen, tyrannisieren zu lassen, und der Neigung, andere zu tyrannisieren, zu überwältigen. Die „Ausübung der politischen Macht“ erfordert deshalb „als ihr inneres Regulationsprinzip die Macht über sich“ (ebd., 107). Bei Machiavelli finden sich im Übrigen ähnliche Überlegungen. Auch ihn beschäftigt dieser Zusammenhang.

Mit anderen Worten: Individuen werden zu Subjekten, wenn sie in sich selbst diese „Mannesqualitäten“ entwickeln. Dieses Verhältnis zu sich als Subjekt ist also Foucault zufolge nicht deshalb ein „männliches“, weil es *von Männern für Männer* formuliert ist, sondern weil dieses Selbstverhältnis *in sich* ‚männlich‘ ist. Es ist das des Mannes zu sich *als Mann*. Männer sind nicht etwa von Geburt an aufgrund ihres biologischen Geschlechts Männer; sie müssen erst zu solchen gemacht werden bzw. sich selbst zu solchen machen. Dies erfordert, in sich eine „Struktur von Männlichkeit“ zu errichten, ein Verhältnis zu sich selbst als Subjekt, indem sie im wahrsten Sinne des Wortes ihrer Lust, Triebe, Begierden *herrwerden*. In der Herstellung dieses Verhältnisses zu sich selbst werden sie in ein und derselben Bewegung *Subjekt* und *Mann*: „Die Selbstbeherrschung ist eine Art und Weise, Mann im Verhältnis zu sich selbst zu sein“ (ebd., 109). Männlichkeit/ Mannsein und Subjektivität/ Subjektsein sind hier konstitutiv miteinander verbunden, entstehen in ein und demselben Prozess.

In der folgenden Formulierung Foucaults sind alle diese Überlegungen nochmals zusammengefasst:

In dieser Männermoral, die für Männer gemacht ist, besteht die Erarbeitung seiner Selber als Moralsubjekt darin, von sich selber zu sich selber eine Struktur von Männlichkeit zu errichten: indem man im Verhältnis zu sich Mann ist, wird man die Mannestätigkeit kontrollieren und meistern können, die man in der sexuellen Praxis anderen gegenüber ausübt. Im agonistischen Zweikampf mit sich selber und im Kampf um die Beherrschung der Begierden ist danach zu streben, dass das Verhältnis zu sich isomorph mit dem Herrschafts-, Hierarchie- und Autoritätsverhältnis wird, das man als Mann, als freier Mann, über seine Untergebenen herzustellen beansprucht. (Ebd., 110)

In dem ein Individuum im Namen der Moral, des Gesetzes, des *Über-Ichs*, einen Teil seiner selbst, seine Begierden, das *Es*, sich selbst, seinem *Ich*, unterwirft, wird es zum Subjekt sowie zum Mann. Im modernen Subjektverständnis wird Subjekt und Männlichkeit zentral als Herr-seiner-Selbst-sein gedacht, als Selbstherrschaft, Selbstdisziplin und Selbstkontrolle. Wenn Sie sich Erziehungsratgeber anschauen oder Normen von Männlichkeit, dann werden Sie feststellen, dass sowohl ein Subjekt- und Erwachsensein als auch Männlichkeit wesentlich über Selbstbeherrschung, Selbstdisziplinierung, eben über diesen Typ von Subjektivität definiert wird. (Das heißt nicht, dass nicht noch andere Bestimmungen hinzukommen; es geht jetzt darum, sich hier auf diesen Aspekt zu konzentrieren.)

Zum Abschluss meines Vortrags möchte ich das noch an einem historischen Beispiel verdeutlichen, das das Ganze vielleicht noch etwas plastischer macht. Wie wir gesehen haben, beziehen sich Horkheimer und Adorno wie Foucault

historisch sowohl auf die griechische Antike als auch auf die bürgerliche Aufklärung. Warum? Sie tun das unter anderem, weil in der bürgerlichen Aufklärung im Zusammenhang mit der Etablierung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft dieser Typ des modernen Subjekts sowie bürgerlicher Männlichkeit entsteht – und zwar ausdrücklich im Rückgriff auf die Antike. Das heißt, dieses Konzept von Subjektivität und Männlichkeit wurde in einer bestimmten historischen Zeit und in einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht bzw. Klasse, nämlich der bürgerlichen, entwickelt. Nach und nach hat es sich dann als allgemeine hegemoniale Norm gesellschaftlich durchgesetzt. Wenn wir uns das historisch genauer anschauen, sehen wir zum Beispiel, dass dieses Konzept von Männlichkeit sich auch deswegen als bürgerliches entpuppt, weil es sich selbst ganz explizit gegenüber der feudalen Männlichkeit abgrenzt. Immer wieder heißt es in zeitgenössischen Texten: Die adligen Männer sind nicht zur Selbstbeherrschung in der Lage, sie sind dekadent, gehen ihren Lüsten nach und sie arbeiten nicht bzw. üben keine Berufe aus. Letzteres, die Berufstätigkeit, ist ein sehr zentrales Moment der Abgrenzung des bürgerlichen vom adligen Mann, der daher auch kein *Berufsethos* entwickelt, für das Selbstbeherrschung und Selbstdisziplin wesentliches Kennzeichen sind. In diesem Sinn grenzt sich dieses neue Konzept von Subjektivität und Männlichkeit als bürgerliches gegenüber dem Adligen, aber auch gegenüber dem Bauern oder dem Proletarier ab. Geschlechtertheoretisch ist das eine ausgesprochen folgenreiche These. Es wird deutlich, dass die hegemonialen Normen von Männlichkeit nicht nur nicht in erster Linie und nicht ausschließlich in Abgrenzung gegenüber Weiblichkeit entwickelt werden, sondern zunächst einmal in einem Prozess der Selbstaffirmierung und Selbststilisierung. So ist die Selbststilisierung bürgerlicher Männlichkeit zunächst eine ausdrückliche Abgrenzung gegenüber den normativen Männlichkeitsvorstellungen anderer Klassen.

Noch eine kurze Bemerkung: Dass das bürgerliche Konzept von Männlichkeit auch das des *weißen* Mannes ist, wird weder bei Horkheimer/ Adorno noch bei Foucault weiter ausgearbeitet. Historisch ist das aber sehr wichtig. Denn es zeigt sich, dass das Konzept bürgerlicher Männlichkeit konstitutiv mit der Entstehung der modernen westlichen Rassentheorien im 18. Jahrhundert verbunden ist. Interessanterweise rekurren die Rassentheorien wiederum in ihrem Ideal, was die höhere ‚Rasse‘ z.B. körperlich und psychisch ausmacht, auf das Schönheitsideal der griechischen Antike. In diesem historischen Prozess können wir also eine enge Verbindung der Entstehung von moderner Subjektivität, bürgerlicher Männlichkeit und Weißsein rekonstruieren, also eine konstitutive Verwobenheit von ‚Rasse‘, Klasse, Geschlecht und – ohne dass dies hier weiter ausgeführt wurde – von sexueller Orientierung (siehe hierzu ausführlicher Maihofer 2001). Damit möchte ich jetzt erst einmal schließen.

Vortrag von Klaus Theweleit

Ich habe hier keinen festen Text vorliegen. Ich dachte, es wäre ein bisschen albern, wenn ich, ausgehend von Adorno, Horkheimer, Foucault ungefähr dasselbe erzählen würde wie Andrea Maihofer. Ich habe mich in einer etwas anderen Richtung vorbereitet; und den Ablauf für mich offen gelassen.

Eine grundlegende Bemerkung möchte ich dabei voranstellen. Wenn Adorno, Horkheimer und Foucault, wie Andrea Maihofer ausgeführt hat, vom ‚Subjekt‘ reden, dann würde ich gleich hinzusetzen, dass dieses Subjekt nicht nur ein Konstrukt aus Selbstunterwerfung, Selbstbeherrschung usw. ist, sondern *überhaupt* eine Konstruktion – eine des Schreibens, der Theorie. Es ist das ‚Subjekt‘ der theoretischen europäischen Geschichte, der europäischen Philosophie, des europäischen Denkens; zu einem Teil auch der Psychoanalyse, wie sie es in ihrem ‚Drei-Instanzen-Modell‘, Ich/Es/Über-Ich, wenn man die einfachste Freud’sche Formel nimmt, entwirft.

Dieses ‚Subjekt‘ existiert faktisch nicht als Person. Faktisch gibt es Menschen in Unfertigungsformen, in Spaltungen und Zerrissenheiten. Nach Foucault wird dieses Subjekt nicht nur durch den Prozess der Selbstbeherrschung und Unterwerfung, sondern vor allem auch durch Techniken hervorgebracht, durch den Drill und andere Zugriffe auf die Körper. Ohne Zögern sagt Foucault z.B., dass das Subjekt Produkt einer Akte und des Drills eines Überwachungsstaates ist. Durch die Institutionen dieses Staats werden militärische und andere Regeln mittels Kontrollen und Strafen in den Körper eingeschrieben. Darüber hinaus sieht Foucault die Menschen vor den Institutionen im Griff eines ‚Geständniszwangs‘. Wer auf diese Weise ‚Subjekt‘ wird, braucht das, was Freud ein ‚Ich‘ nennt, überhaupt nicht zu entwickeln. Und muss auch das was Freud ein ‚Es‘ nennt, keineswegs haben: Denn dieses so genannte ‚Subjekt‘ ist ein Funktionsteil aus äußeren Zwängen, die die Gesellschaft, wie auch immer sie beschaffen ist, mehr oder weniger gewaltsam oktroyiert. Gewaltsam: der Prozess der Subjektbildung durch Selbstbeherrschung und Selbstunterwerfung ist eine eher idealistische Konstruktion; in der Regel funktioniert er nicht ohne Gewalteingriffe. Damit sich die einzelnen Menschen in Bewegung setzen, zur Arbeit gehen und somit für den Staat brauchbar werden, muss von Außen immer ‚nachgedrückt‘ bzw. nachgeholfen werden. Beim einzelnen Menschen resultiert daraus ein Körper, der – da von Innen heraus nur ungenügend belebt – immer zu fragmentieren, und das heißt, zu explodieren, andere zu zerstören droht. *Fragmentkörper*.

Das was Adorno, Horkheimer, Freud als ‚Subjekt‘ bezeichnen, ist dagegen ein eher selten anzutreffender historischer Ausnahmefall. Solche ‚Subjekte‘ in Gestalt realer Menschen hat es unter Umständen zu Freuds, Horkheimers oder Adornos Zeiten vielleicht zu drei Prozent gegeben.

Den dabei im Idealfall zu durchlaufenden Prozess nennt Freud die Ödipalisierung. Im Gelingen der ödipalen Ich-Werdung mit etwa zweieinhalb bis drei Jahren erreicht das Kind eine ‚Stufe‘, die eine Idealvorstellung der psychischen Entwicklung darstellt. Diesem Ideal stellt Freud den ‚psychotischen‘ Patienten entgegen, der in Zuständen der Gespaltenheit und Fragmentierung, heute

würde man eher sagen in Borderline-Zuständen, bleibt. Mit diesen Patienten, so seine Aussage, ist auf der Ebene von Psychoanalyse, wie Freud sie ausgeübt hat, ‚auf der Couch‘ schwer zu arbeiten. Sie arbeiten nicht genügend mit. Die heutigen Psychoanalytiker sprechen mit gutem Grund von einem Arbeitsbündnis, welches zwischen dem Patienten und dem Analytiker vorhanden sein muss. Ansonsten sind kaum Fortschritte möglich.

In diesem Zusammenhang muss auch gesagt werden, dass die Psychoanalyse etwas grundsätzlich anderes ist, als das, was Foucault als Psychatisierung beschreibt, welche sich im 18./19. Jh. in der Klinik durchsetzt. Foucault stellt Freud zu Unrecht in den Kontext des Geständniszwangs, diese Zentralpraxis der Psychatisierung. Ein Arbeitsbündnis beinhaltet keinen Geständniszwang. Ein Analytiker ist weder Richter noch Priester. Dies wird in Freuds analytisch-technischen Schriften ausdrücklich betont. Es darf keinen Richter und auch keinen Beichtvater im analytischen Raum geben, sonst funktioniert die Analyse nicht. An diesem Punkt einer Missdeutung steht Foucault nicht nur in der Tradition der französischen Philosophen, sondern auch in der vieler deutschen Denker und Schreiber von Karl Kraus bis Elias Canetti. Sie alle, ein bis zwei Generationen jünger als Freud, entwickeln beinahe zwanghafte Konkurrenzgefühle bis hin zu einem tiefen Neid auf Freud, weil er *Die Traumdeutung* hingelegt hat, die Trieblehre, die Lehre vom Unbewussten usw., an denen niemand vorbeikommt; als Philosoph nicht, als Romanschreiber nicht. Freud besetzt *so viele* Felder, er lässt nicht viel übrig; außer ein Leben lang dummes Zeug zu Freud zu erzählen, wie etwa Vladimir Nabokov es tut; der pure Neid.

Foucault bemerkt an einer Stelle ganz richtig, dass es heute keinen Diskurs über Sexualität gibt, der nicht auf die Psychoanalyse zurückgeht (Foucault 2003, 419). Bis heute kann niemand von diesen Denkern das richtig verknusen, die Ärzte sowieso nicht. Freud *ist* dieser Gigant und auch wenn Foucault behauptet, seine Bücher konkurrierten nicht mit Freud, so tun sie es doch (immer noch).

Wenn Foucault aber über seinen Kollegen Gilles Deleuze schreibt, den er bewundert und von dem er viel gelernt hat, spricht er ganz anders als von dieser nicht-existenten imaginären Subjekt-Position aus: Indem er beginnt, mit der Vorstellung von ‚Intensitäten‘ zu arbeiten; einer Hauptfigur bei Deleuze. Die ‚Intensität‘ als eine Art ‚Begriff‘ wäre am ehesten mit Freuds ‚Libido‘ in Verbindung zu setzen. Ich würde, etwas körperlicher, noch eher von ‚Energien‘ reden. Eine Energie muss in irgendeiner Weise in der Person existieren. Ohne sie funktioniert kein Körper. Wenn keine Energie da ist, stirbt der Körper. Man kommt ins Leben durch Formen von Energie, die investiert wird, durch die Frucht-wasserbelebung, durch Berührungen, Nahrungszufuhr, Hitzeumwandlungen, Wellen, chemische, biochemische und elektrische Prozesse. Soweit ist das etwas ‚Ontologisches‘, eine Grundbedingung. Ohne psychische und motorische Energie passiert nichts. Aber hören wir Foucault zu Deleuze und Intensitäten:

Wir können eher (und früher) Intensitäten denken als Qualitäten und Quantitäten; eher Tiefen als Längen und Breiten; eher Individuationsbewegungen als Spezies und Genera; und tausend kleine Subjekte im Larvenstadium, tausend kleine Ichs im Zustand der Auflösung, tausendfache Passivität und tausendfa-

ches Gewimmel dort, wo gestern noch das souveräne Subjekt herrschte. Man hat sich im Westen stets geweigert, Intensität zu denken. Meist schlug man sie dem Messbaren zu und dem Spiel der Gleichheit; Bergson dem Qualitativen und dem Kontinuum. Deleuze befreit sie nun durch ein Denken und in einem Denken, das höher, schärfer und intensiver nicht sein könnte.

Foucault nennt dies „keine kleine Revolution in der Philosophie“:

Damit verwirft man zugleich die Philosophien der Identität und die des Widerspruchs, Metaphysiken und Dialektiken, Aristoteles und Hegel (...) die Philosophien der Evidenz und die des Bewusstseins, Husserl nicht weniger als Descartes. Damit verwirft man schließlich auch die große Figur des *Selben*, die von Platon bis Heidegger die abendländische Metaphysik immer wieder in ihren Kreis gezwungen hat. (Foucault 2001, 978f)

Womit Foucault, in seiner Begeisterung über Deleuze und seine diversifizierenden Intensitäten, schließlich auch sich selber verwirft; seinen eigenen Subjekt-Begriff über Bord. Um nun, „frei“ geworden, „zu denken und zu lieben, was untergründig seit Nietzsche in unserer Welt grollt; nichtunterworfenen Unterschiede“. Eben diese machen das Individuum aus. „Ich“ ist nicht mehr ein Identisches, „Ich“ ist auch nicht mehr „ein Anderer“, „Ich“ ist ein *Unterschied*, ein *nichtunterworfener*.

So feiert Foucault die Auflösung *des Subjekts* „in tausend kleine Ichs“. Was nicht ganz unbekannt in meinen Ohren klingt. Ähnliches hören wir von Schriftstellern wie Gottfried Benn oder Louis Ferdinand Céline, die, etwas bescheidener, zwanzig Ichs für sich reklamieren. Mit dem Unterschied allerdings, dass sie nicht ganz sicher waren, ob sie das als *Spaltung* erleben sollten, also als Leiden oder als Glück. Sie *schwankten* zwischen diesen Zuständen. Bei Deleuze beschreiben sie ein *Glück*. Je gesplitteter das Nicht-Subjekt in seinen Entfaltungen ist, desto mehr Intensitäten werden frei. Was bei Freud die „libidinöse Besetzung“ von Dingen oder anderen Personen ist und *Objektwahl* heißt, besetzt bei Deleuze als *désir* (Wunsch) buchstäblich alle Teile der äußeren Welt und durchdringt sie mit Intensitäten; jedenfalls ist dies dem Wunsch – oder wie andere übersetzen: dem *Begehren* – prinzipiell möglich. Das ergibt eher Sprünge und Labyrinthisches als klare Linien. Die europäischen Philosophen haben immer klare Linien durch die Personen und durch ‚die Geschichte‘ gezogen; breite Schneisen, (oder auch: *Panzerstraßen*); und Einzelheiten, Abweichungen, Unterschiede ignoriert. Dabei immer dies imaginäre einzelne Subjekt als Protagonisten der Geschichte auf dem Panier (bzw. Papier). Andrea Maihofer wendet sich in ihrem Buch schließlich auf ihre Weise auch gegen diese Philosophien – wenn sie am Ende sagt, die Person bestehe in Beziehungen. Das Denken der europäischen Philosophen ist bis zu einem solchen Punkt nicht gelangt. In ihm ist der Mensch grundsätzlich einzeln, abgegrenzt und was auch schon heißt: männlich. Aus diesen Linien resultiert insgesamt der Komplex ‚Männlichkeit‘, theoretisch wie praktisch. ‚Männlich‘ (=Denken) funktioniert (angeblich) allein für sich.

Allerdings kommt, wie Sie wissen, kein Mensch, kein wirkliches Baby bei der Menschwerdung, ohne bestimmte mütterliche, väterliche oder geschwisterliche Zuwendungen aus. Der lange Zurichtungsprozess der so genannten Sozialisation kann, da wo er freundlicher vor sich geht, nur als Beziehungsprozess beschrieben werden. Von einer Beziehung in eine andere wechselnd, wächst man. Ohne Beziehungen kein Wachstum und keine Metamorphosen. Wo Beziehungen aufhören, wächst man rückwärts, zurück in die Erde. Franz Kafka hat das – ‚zynisch‘ als *die Arbeit* von Eltern beschrieben: die Kinder zurück in den Boden zu stampfen, aus dem sie sich mühsam zu erheben suchen. Beziehungskündigung wo Beziehung sein sollte. Nur Beziehungen vermeiden das Absterben oder die Stagnation.

Deleuze: Glück. Vielleicht hat man auch hier nur drei Prozent der tatsächlichen Individuen, bei denen diese Struktur intensiv glückhaft vorliegt. Bei den andern überwiegt der psychische Vorgang der Abspaltung den psychischen Vorgang der Diversifikation. Ich habe von hier aus das europäische so genannte Subjekt als eine Figur mit psychischen Umschaltvorrichtungen beschrieben. Eine Figur, die durch ‚switchen‘ von einem Spaltungszustand in den anderen schaltet; ohne dass diese Zustände miteinander integriert wären. In diesem Sinne bestünde die Person nicht einfach aus zwanzig bis fünfzig bis tausend Klein-Ichs, sondern aus ebenso vielen Spaltungszuständen, die einander im Prinzip fremd, wenn nicht feindlich sind. „Ich“ ist zwanzig Spaltungen bzw. zwanzig Feinde (meiner selbst in mir). Das ist eine sehr gefährliche Figur; ein potentieller Killer. Wie ist er entstanden?

Spätestens seit der Renaissance lernt der europäische Mensch in seinen immer höher technifizierten Gesellschaften im Laufe seines Lebens unzählige Techniken. Nicht nur solche der Selbstunterwerfung und der Unterwerfung anderer, auch handwerkliche Techniken, Techniken des Rechnens, kaufmännische Techniken, Techniken der Betriebsleitung, landwirtschaftliche, nautische, wissenschaftliche, artistische, architektonische, Techniken des Bergbaus, Schiffbaus, der Gärtnerei. Liebestechniken, Techniken der Kinderbehandlung, medizinische, religiöse Techniken. Diese existieren nicht einfach *nebeneinander*; sie sind gesellschaftlich in Hierarchisierungen angelegt, institutionell und in Klassen. Wie eine Familie unterhalten und unterworfen, Äcker angelegt, Korn gezüchtet und industrielle Prozesse betrieben werden, ist nach Machtkategorien geordnet. Wie man religiös ist, wie Kunst gemacht und Bilder gemalt werden, ebenso. Der europäische Menschentyp der wir heute alle mehr oder weniger sind wechselt zwischen all solchen Tätigkeiten, Fähigkeiten und gesellschaftlichen Konstellationen stündlich, täglich, je nach Lage und Situation, übergangslos. Die Haltungen und Handlungen werden nicht in dem Sinne, den die Psychoanalyse als wünschenswert darstellt, miteinander verbunden, d.h. affektiv integriert: Es wird vielmehr von einem Zustand in den anderen umgeschaltet.

So wird z.B. affektiv ein sekundenschneller Wechsel von wütend und cholerisch zu freundlich und aufmerksam, zu gelangweilt und abgeneigt oder zur vollkommenen Konzentration auf einen Vorgang, der gerade von uns verlangt wird, möglich. All dies schaffen wir hintereinander, meistens ohne es selbst als Widerspruch zu empfinden. So stellt sich die Gewöhnung ein, von einem Zustand

in den nächsten zu switchen: Wir verfügen über ‚Umschaltkörper‘ (vgl. Theweleit 1995). Im Sinne Adornos/Horkheimers sind auch dies keine ‚Subjekte‘.

Ein gut geübtes gespaltenes Nichtssubjekt ist aber in der Lage, sehr viele Techniken, Tätigkeiten, Fähigkeiten auszuüben, sie wieder loszulassen und in einen anderen Zustand zurückzukehren. Wenn sich Erschöpfung einstellt, schläft es, wacht wieder auf und macht in den geforderten Richtungen weiter: Selten aber im Sinne dessen, was bei Deleuze ‚der Wunsch‘ ist. D.h. selten richten wir unser Leben danach aus, was wir selbst eigentlich wollen und begehren. Es bleibt uns *unbewusst*. Weitgehend *ist* für Deleuze der Wunsch „das Unbewusste“ also nicht etwas vom „Ich“ kontrolliertes. Er verwendet, um das zu verdeutlichen, gern die Wortkombination „Wunschmaschine“. Maschine, weil das Begehren nicht unbedingt personell ist, sondern ein energetischer Vorgang. Die Energie in den Körpern aber *will* etwas; auch wenn sie nicht genau weiß, was. Sie will etwas besetzen, sie will etwas produzieren, etwas umwandeln, etwas erreichen.

‚Produzieren‘ und ‚Sexualität‘. Es gibt nicht nur die Sexualitäten des Geschlechts, der Geschlechtlichkeit, die Sexualität oder Erotik mit sich selbst oder mit anderen des eigenen Geschlechts oder die Sexualität mit anderen Geschlechtern; es gibt auch das, was ich die „Produktionssexualität“ nenne; das ist die Sexualität des Produzierens von Werken *mit anderen*, in Paaren oder Gruppen; besonders bedeutend bei der Produktion von Kunstwerken. Zur Produktionssexualität gehören alle Beziehungs-Gegebenheiten bei der Herstellung artistischer Werke, die Arbeitsbeziehungen zwischen Regisseur und SchauspielerIn, Maler und Modell und ähnliche; sie können körperlich-sexuell sein oder auch nicht; immer aber berühren sie den Bereich des *Personenverzehr*s; heißt: beim Zusammen-Produzieren und Zusammen-Leben wird der/die andere, nicht nur gebraucht, sondern auch *verbraucht*. Ich spreche von jenem Bereich, in dem die Rolle der beteiligten Frauen traditionell mit dem unzureichenden (um nicht zu sagen: idiotischen; um nicht zu sagen: mörderischen) Nicht-Begriff der so genannten ‚Muse‘ zugedeckt wird.

Es geht nicht um begrenzte ‚Subjekte‘; es geht um ‚Mord‘; und wie man ihm, z.B. durch Akte des *Geschlechtswechsels* entkommt. Ich zeige dazu gleich einige Bilder aus der Andy Warhol Factory und ihrer Umgebung. Bei Warhol ist der Begriff der Produktionssexualität besonders interessant, da er sich als artistischer *Leader* seiner *Factory* aus körperlich-sexuellen Akten so weit wie möglich heraushält, aber mit seiner Kunst und seinen gesellschaftlichen Inszenierungen immer im Feld der Sexualität und des Erotischen arbeitet. Vorher aber zur Frage, was die Theoretiker Adorno, Horkheimer und Foucault zu dem Geschlechterdiskurs, um den es hier geht, beitragen können.

Adorno und Horkheimer sind in dieser Hinsicht wenig ergiebig. In *Männerphantasien* (Theweleit 1977) habe ich aus den *Minima Moralia* (Adorno 1951) eine Stelle zitiert, im Anschluss an Wilhelm Reich und Freud, die sich beide merkwürdig einig gegen ‚Homosexuelle‘ wenden. Bei Freud lautet der Satz dahin, dass „homosexuelle Liebe sich mit den Massenbindungen weit besser verträgt, [mit „Masse“ meint Freud hier das *Heer*. K.T.] auch wo sie als ungehemmte Sexualstreben auftritt: Eine merkwürdige Tatsache, deren Aufklärung weit

führen dürfte“ (Freud 1921, 159). Freud ist die Aufklärung der Tatsache nicht gelungen. Er hat auch kein Material zu ihrem Beleg angeführt. Es handelt sich auch nicht um eine Tatsache. Bei Adorno heißt der entsprechende Satz, radikalisiert: „Totalität und Homosexualität gehen zusammen“ (Adorno 1970, 52).

Er verortet *die Homosexuellen* – gemeint ist hier der ‚latent homosexuelle‘ autoritäre Charakter; – schlicht im Bereich des totalitären Staates. Der „Homosexuelle“ ist der potentielle politische Faschist. Kurz danach folgt die Bemerkung, dass Männer dieses Typs „die eigentlich Effeminierten“ seien, im Gewand von „tough guys“. Das ‚gute Subjekt‘ in seiner Odysseus-Konfiguration ist dann für ihn nicht ‚effeminiert‘, sondern gut ‚männlich‘. Das unterstreicht die Ausführungen von Frau Maihofer in diesem Punkt. Bei Adorno haben wir – jedenfalls hier – eine von Vorurteilen und Projektionen dominierte Mann-Mann-Rede in Form *aphoristischer* Theorie.

Foucault ist anders, ergiebiger; und kenntnisreicher sowieso. Er war homosexuell, bzw. bisexuell oder mehrgeschlechtlich; er hat sich explizit mit Abweichungsformen befasst und sich zum Verhältnis von Geschlechtlichkeit und Gewalt geäußert. Wie geht Foucault mit sexuellen Abweichungen um? Mit einer eigenen Sexualität, die man offen lange Zeit nicht ausleben durfte und verstecken musste, steht er natürlich auf der Seite derer, die sexuell abweichen. So hat er sich mit den biografischen Aufzeichnungen beschäftigt, die der Hermaphrodit Alexina B. aus dem 19. Jh. hinterlassen hat. Alexina wächst in einem Mädchenpensionat auf, ein ‚Mädchen mit verheimlichtem Penis‘. Als der Penis entdeckt wird, zwingen ein Priester und auch ein Arzt den Hermaphrodit, sich für eine bestimmte Sexualität zu entscheiden. Frau *und* Mann in einem Körper dürfen nicht sein. Foucault zufolge ist dies Thema nicht erst im 20. Jh. in die Diskurse gelangt. Zwischen 1860 und 1870 gibt es umfangreiche Literatur zum Hermaphrodit; ähnlich wie es sie um die Jahrhundertwende zur Figur des Transvestiten gibt. Hermaphrodit Alexina begeht als Folge der Eingriffe der Staatsverwaltung, der Justiz, der Medizin und der Kirche, die eine klare Sexualität von ihm/ihr verlangen, Selbstmord. Foucault:

Als Alexina ihre Lebenserinnerungen niederschreibt, ist sie ihrem Selbstmord nicht mehr fern. Für sie selbst ist sie immer noch ohne bestimmtes Geschlecht. Aber sie ist nun des Genusses beraubt, den sie einst empfand, weil sie nicht oder nicht ganz dasselbe Geschlecht hatte wie die Menschen, unter denen sie lebte, die sie liebte und die sie so sehr begehrte. Wovon sie aus ihrer Vergangenheit berichtet, gehört zu jenen glücklichen Rändern einer Nicht-Identität, die paradoxerweise von dem Leben in diesen engen, warmen, geschlossenen Gesellschaften geschützt wurde, in dem man das seltsame, zugleich obligatorische und verbotene Glück genoss, nur ein einziges Geschlecht zu kennen. (...) Ich glaube, es gefiel ihr, in dieser eingeschlechtlichen Welt, der all ihre Gefühle und all ihre Liebe galten, ‚anders‘ zu sein, ohne dem ‚anderen Geschlecht‘ angehören zu müssen. Sie war weder eine Frau, die Frauen liebte, noch ein Mann, der sich unter Frauen verbarg. Alexina war das identitätslose Subjekt eines großen Verlangens nach den Frauen. (Foucault 2005, 149)

Diese(r) Hermaphrodit will weder geschlechtlich definiert, noch ein „Ich“, ein Subjekt sein, wie auch viele andere Menschen in einer gleichen oder ähnlichen sexuellen Lage. Sie schaffen es nicht und sie streben es auch nicht an, eine klare psychosexuelle Ich-Identität zu erreichen, so wenig wie eine klare körperlich-sexuelle Identitätsfindung. Gut hundert Jahre später werden daraus Vorgänge, die an verschiedenen Stellen der westlichen Welt, insbesondere in New York City, öffentlich vehement bearbeitet werden.

Dieser Punkt ist es, der an Foucaults engagierten Ausführungen ein wenig verwundert; dass er einen Hermaphroditen aus dem 19. Jh. als Fall bearbeitet; und nicht viel näher liegende Felder wie die Warhol-Factory in New York, wo in den 60ern versucht wurde, eine Geschlechter-Politik der Auflösung des ‚identischen Geschlechts‘ in Szene zu setzen; eine reflektierte Übertretungspraxis auf verschiedenen Ebenen der Kunstproduktion, der Liebeskonstellationen und den Formen des Zusammenlebens, öffentlich-praktisch und radikal – lange vor den theoretischen Überlegungen von universitären TheoretikerInnen wie Judith Butler. Die Menschen von den ‚Rändern der Gesellschaft‘, die sich in der Factory fanden, viele mit einer ‚abweichenden‘ Sexualität, produzierten obsessiv Filme, Bilder und Übertretungssituationen, sie waren den Tag über zusammen und meist auch den Abend und Teile der Nacht, in der Factory, auf Straßen, in Bars und Betten, unter Einschluß des Personals einer Rockband wie der *Velvet Underground*, viele auf Drogen oder auf andere Weise sozial ‚enthemmt‘. Sie waren permanent öffentlich und kommentierten dieses Öffentlich-Sein. Ich lese jetzt ein Stückchen Text zur Andy Warhol Factory, den ich 1994 geschrieben habe.

Die Person ‚Andy Warhol‘ ist ein spielendes Kind aus Wahrnehmung in einer unantastbaren Hülle; Kind, das als ‚Mensch‘ in Ruhe gelassen werden will; das Spiel selber heißt: Aufnehmen, *Recording*. Nicht nur in der factory, sondern überall: ‚Sein tragbarer Recorder, verpackt in schwarzer Hülle, ist sein neuester Selbstschutzapparat. Das Mikrofon richtet sich auf jeden, der sich nähert und macht aus jeder Situation ein Stück Theater. Er nimmt Stunden von Bändern auf jeden Tag, archiviert sie und hört sie dann nie‘. Andy als öffentliche Erscheinung ist genau das, was das Wort sagt: mehr Erscheinung als Person, das Gespenst in den ‚Andy-Klamotten‘ Jeans, Blazer, die wuselige, weiß-blonde Perücke, konstant anwesend im öffentlichen Auge. ‚Warhols öffentliche Selbstaussstellung als *Recording Angel* schützt nicht nur (die Person‘), sie produziert jede Menge Mehrwert an *Code* (das ist wieder eine Deleuze-Wendung) – (Codes bringen am besten Personen zum Verschwinden und mit der ‚Person‘ ihr Geschlecht...And(rog)y(n) Warhol(a)‘.

„Warhol führte nicht Regie, er führte Protokoll“ (so ein Mitarbeiter). „Manche Leute ‚leben‘ irgendwie, die anderen, cleverer, nehmen es auf. Die Aufzeichnung der ‚Soap Opera Inszenierungen‘, die andere Leute aus ihrem Leben machen, war ein Weg für ihn, sich mit ‚eigenen Problemen‘ nicht auseinanderzusetzen (verlautet es aus seiner Umgebung). Was heißt aber ‚eigene Probleme‘; da *sind* keine, solange die Aufnahmegeräte und Produktionen laufen; solange nicht wer

ausflippt; solange nicht wer behauptet, in ihn ‚verliebt‘ zu sein; oder Geld will; Zuneigung will; bessere Rollen will; mehr zu sagen haben will; all das. All dieser zerstörerische Blödsinn.

Die produktiven Maschinerien der *Factory* sind dennoch überwiegend organisiert in Paaren, die aussehen wie sexuelle Paare, aber körperlich keine sind. So hat es Gerard Malanga, Warhols engster Mitarbeiter der ersten Jahre formuliert: „Er schreckte vor physischer Berührung zurück“, und dies trotz der

extrem schönen Leute, die er um sich versammelte (...) Die gesamte Warhol'sche Produktion des ersten New York Jahrzehnts, der gesamten Undergroundphase, das ist bis etwa 1970, läuft über wechselnde Couples in der *Factory*, die jeweils eine Oberflächensexualität haben: ‚homosexuell‘ mit Gerard Malanga, Ondine, Lou Reed, Paul Morrissey, Bob Colacello u.a., ‚heterosexuell‘ mit den weiblichen Superstars, Viva, Ultra Violet, Nico, Ingrid Superstar, Edie Sedgwick, Andrea Feldman u.a.

Die jeweilige Sexualität wird je nach Situation jeweils ausgestellt, inszeniert.

In der Sicht der Medien war Viva Andys ‚Frau‘, wie vorher schon Edie. Tatsächlich glaubten auch ihre Eltern, sie hätten eine Liebesaffäre. Aber sie hatten nicht – und sie hatten doch: glaubt man Waldon, dann liebte Viva Andy – aber er war unberührbar. Er liebte die Idee, er *wäre sie*“.

Es gibt ein totes Mädchen in der Geschichte der Warhol-Family; zehn Jahre vor ihm noch in Rhutenien geboren. Ich überspringe die biographischen Einzelheiten. Nur so viel scheint mir sicher, dass seine Mutter nach den zwei Söhnen, die sie schon geboren hatte, nun eine Tochter hätte haben wollen an seiner Stelle.

Und ein kleiner zarter Hellhäutiger erscheint, zart wie ein Mädchen, aber männlichen Geschlechts. Der Junge, der mit der amerikanischen Form des Vornamens des Vaters benannt wird, hat sich zeitlebens auf der Ebene seines psychischen Geschlechts, man kann sagen, der Stimme enthalten. Und er hat ständig sein Geburtsdatum variiert, wenn er danach gefragt wurde...mehrmals geboren ...ungeboren...als jemand andere(r) geboren.

Über die Transvestiten seiner Filme sagt Warhol:

„Mich faszinieren die Jungs, die ihr ganzes Leben lang versuchen, echte Mädchen zu sein, sie müssen so hart arbeiten – Doppelarbeit – all die angeblich männlichen Zeichen loszuwerden, und sich all die weiblichen Zeichen zuzulegen. (...) Ich will sagen, es ist allerschwerste Arbeit, wie das komplette Gegenteil dessen auszusehen, wofür die Natur dich eingerichtet hat und dann die Frauenimitation

von etwas zu sein, was zuerst eine Phantasiefrau war. (...) Eine zeitlang traten in unseren Filmen viele Tansvestiten auf, weil die Mädchen in unserem Kreis einfach durch nichts in Erregung zu bringen waren, die Transvestiten aber durch alles

...Erregungen...während er schwieg...vieldeutige Hülle für eine andere Existenz. In diese *Unentschiedenheit* hinein gehen dann die Schüsse bzw. die Kugeln einer Frau, die sich für die einzige wirkliche Feministin hält.

Für mich ist das, was Warhol in diesen Sätzen über das Mädchenwerden als Arbeit von Jungs formuliert, eine exakte Vorwegnahme von Zeichen- und Gender-Theorien, wie Judith Butler sie später formuliert hat. Wobei die Artisten meiner Wahrnehmung nach auch in diesem Fall mutiger und präziser sind als die Philosophen.

(Nun eine Reihe von Bildern der *Factory*, kommentiert vom Referenten):

Wir sehen hier eine Reihe von Konstellationen von Körpern zueinander, mit Andy Warhol und ohne ihn. Hier die Edie Sedgwick Fotobox-Serie; Gruppenfotos typisch mit dem Fotoapparat am Auge, also auch das Fotografiertwerden wird fotografiert. Alle Aktionen sind medial reflektiert. Einige hier auf den Bildern sind Transvestiten, z.B. ganz rechts hier, das ist Candy Darling, eine „Marilyn-Blonde“. – Paradoxien wo immer es geht; Brigid Berlin, die fetteste, die dickste, fast immer mit ausgestellt nacktem Busen auf diesen Fotos. Sie hat von Anfang an in der *Factory* bis zu Warhols Tod als eine Art engster Sekretärin dort gearbeitet, seine Concierge und Vertraute. Also, die Dicke mit der hässlichsten Brust stellt sie dauernd aus. – Und diese, die mit der ‚schönsten Brust‘, Viva, die auch in Hollywood hätte zum Star werden können, aber weil sie zu lange und zu oft bei Warhol ausgezogen vor der Kamera stand mit ‚obszönen‘ politischen Reden – nicht mehr möglich. Dazu Taylor Mead, klein, nackt, schielend, ‚homosexuell‘, mit zynisch-wirrer Rede, beide eine Stunde zusammen improvisierend vor der Kamera; alle Filmregeln brechend; das ist *The Nude Restaurant*, Warhol-Film von 1967. Entscheidend: hier sind nicht nur sexuelle Übertretungen, hier sind auch artistische. Hier wird *anderer Film gemacht*, nicht nur andere Gender-Theorie.

Dies sind Fotos der drei Haupttransvestiten in Warhol-Filmen. Holly Woodlawn, Candy Darling, Jacky Curtis. In dem Film *Women in Revolt*; alle ‚pleite‘, auf der Suche nach Geld. Ein Film von 1971, in dem diese drei Männer Frauen spielen und über Feminismus diskutieren. Also in der Frühphase des Feminismus lässt Warhol in seiner Factory vor der Kamera drei Männer als Frauen über feministische Gruppen und die Probleme des Feminismus quasseln. Alle erdenklichen Verdrehungen, von komisch bis tragisch, sind programmiert und werden aufs Tablett gebracht; das Schreckgespenst der ‚political correctness‘ drohte noch nicht am Horizont.

Lou Reed hat die drei in seinem Song *Take A Walk On The Wild Side* verewigt: „Holly came from Miami F-L-A/Hitchhiked her way across the USA“, „Candy came from out on the island/In the backroom she was everybodys darling – Jackie is just speeding away/Thought she was James Dean for a day/Then I guess she had to crash/Valium would have helped that bash“...usw.

Dann ein paar Bilder aus der Serie, die Warhol *Ladies and Gentleman* genannt hat, Porträts von Frauenköpfen, die mit Namen versehen sind, die die zugehörigen Körper als Penisträger ausweisen; Transvestiten wie Mario Banana.

Und Andy Warhol am Schminktisch; zurechtmacht als Frau. Diese Portraitserie von Warhol als Frau entstand ungefähr zehn Jahre vor seinem Tod. Jedes Foto zeigt einen anderen Frauentyp, den er jeweils *impersonates*. Die komplette Serie und viele weitere solcher Bilder können sie sich in den Warholbüchern anschauen. Bilder vom Versuch auszubrechen aus all dem, was über Geschlechts- und Subjektzuschreibungen in den Körpern steckt oder hineinzustecken versucht wurde: Nichts mehr von: „Du bist Mann“ – „Du bist Frau“. Nicht als Thesen, sondern physisch; als artistische Produktion; als Revolution der Mode, als Kneipenexhibitionismus oder in der geschlechtlichen Unbestimmtheit des Seriellen. – Wo ist all das heute hin?

Verglichen mit diesen Explorationen empfinde ich die Gender-Diskussion, wie sie heute auf der theoretischen Ebene geführt wird, als ein bisschen rückständig. Es war schon mal viel mehr los auf diesem Feld; viel mehr auch erreicht; und irgendwie ist das abgebrochen in der Geschichte; u.a. wohl auch wegen seiner Gefährlichkeit. Es hat eine Menge Drogenkonsum und einige Suizide unter den Beteiligten gegeben; ‚das Leben in der Übertretung nicht ausgehalten‘.

Um damit zu schließen: Wie man von einer Körperlichkeit in eine andere, von einer Geschlechtlichkeit in eine andere kommt, geht das nicht über Entschluss. Mit Glück geht es über sehr intensive Beziehungen. Verhältnisse, in denen man sich nicht nur transformiert, sondern die einen auch halten. Und: den gesellschaftlich fixierten Subjekt-Status männlich/weiblich verlässt man kaum ohne die Mithilfe von Trancen und anderen Ausnahmezuständen. Wenn es anders nicht gelingt, werden sie oft hergestellt mit der Hilfe von Drogen. Edie Sedgwick z.B. stirbt an einer Überdosis, Andrea Feldman aus dem Warhol-Umkreis ebenso. Wobei bis heute niemand genau weiß, wie weit dies Halb-Suizide oder tatsächlich Folgen von Überdosen waren. Von einer Sorte Zerrissenheit in eine andere und vielleicht schönere zu gelangen und dabei eine Differenz zu der Geschlechtlichkeit zu entwickeln, mit der man bis zum 10. oder 12. oder auch bis zum 20. Lebensjahr aufgewachsen ist, ist ein Akt riesiger Anstrengungen. Die ‚Subjekt‘-Maske hilft dabei wenig. Die wenigsten Beteiligten kümmert sie.

Auf die Frage, inwiefern physische Gewalt in diesem Zusammenhang eine Rolle spielt, kann ich nicht mehr kommen. Vielleicht in der Diskussion. Nur so viel, dass Personen, die es auf psychisch-artistischen Wegen nicht schaffen, einer als unwirtlich oder bedrohlich empfundenen eigenen körperlichen Geschlechtlichkeit zu entkommen, dieses durchzuführen versuchen in Gewaltausübung nicht nur gegen sich, sondern gegen andere, auf *faschistische* Art und Weise. Dieser Kampf des *fragmentierten Körpers* mit sich selbst und der Welt ist aber eine andere Schiene.

Diskussion

Nina Degele: Die zwei Vorträge die wir heute gehört haben, waren sowohl formal wie auch inhaltlich sehr unterschiedlich. Ich möchte versuchen sie nicht zusammenzuführen, sondern miteinander und gegeneinander diskutieren zu lassen. Wie verhält es sich mit den Kategorien Männlichkeit und Subjekt?

Wir haben sehr unterschiedliche Dimensionen mitbekommen. Auf der einen Seite Andrea Maihofer, die das männliche moderne Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault deutlich mit den Komponenten der Beherrschung, Selbstbeherrschung, Zweckgerichtetheit, Identisch-Sein beschrieben hat. Dem hat Klaus Theweleit entgegengestellt, dass damit bestenfalls drei Prozent der empirischen Subjekte beschrieben sind.

Man könnte noch einen Schritt weiter gehen und sagen: Was taugt die Kategorie ‚Männlichkeit‘ überhaupt noch, um Subjekte zu beschreiben, wenn wir sie noch nicht mal an biologische Gegebenheiten, an biologische Voraussetzung binden können und wollen? Auf dieser Linie würde ich gerne die Diskussion fortführen.

Die zweite Linie wäre dann danach, nur zur Ankündigung als Appetizer, was auch in der Diskussion angeklungen ist: Wer hat mehr Definitionsmacht gegenüber der Beschreibung von Männlichkeiten und Subjekten? Wie sieht es aus mit dem Verhältnis von Wissenschaft einerseits und Kunst andererseits? Wo kommen die präziseren, die genaueren Beschreibungen her? Steht die Philosophie etwa in der Mitte? Gehört sie mehr zur Kunst, mehr zur Wissenschaft? Wie können wir das verorten?

Zuerst aber einmal zu der Fragestellung mit Männlichkeit, Bürgerlichkeit, dem Vorurteil oder bzw. das wäre meine Frage an dich Andrea: Das moderne Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault. Wird damit nicht eine Idee stilisiert, die kein empirisches oder nur ein ganz mangelhaftes empirisches Korrelat hat, wenn man davon ausgeht, dass es sowohl klassenspezifisch, rassenspezifisch, wie auch milieuspezifisch eine schwindend kleine Minderheit ist, die dann hergenommen wird um Aussagen über ‚Männlichkeit‘ schlechthin zu machen?

Andrea Maihofer: Das war ja auch ein Punkt mit dem Sie [Klaus Theweleit] angefangen haben: Was soll denn der ganze Kram bezogen auf die Faktizität von Personen? Es ist ziemlich schwierig, darauf kurz zu antworten, weil es hier eigentlich um einen grundsätzlichen Dissens geht, zum Teil auch einen theoretischen paradigmatischen Dissens.

Wenn man, wie Foucault, davon ausgeht, dass das, was er analysiert, etwas ist, das historisch als Selbstverhältnis entsteht, dann will er nicht sagen, und das ist der entscheidende Unterschied, dass es sich hier um eine ‚Kategorie‘ handelt. Sondern es geht darum, dass hier ein Konzept von Männlichkeit entwickelt wird, das gleichzeitig eine soziale Praxis ist. Das heißt, es geht um eine ganz ähnliche Geschichte wie wir sie bei Butler finden. Es geht nicht darum, wie viele Menschen diese Normen wirklich zu 100 Prozent umsetzen. Der Punkt ist, dass hier nicht einfach von einem Konzept gesprochen wird, sondern von der historischen Entstehung einer bestimmten sozialen Praxis, eines

Selbstverhältnisses, eines gesellschaftlichen Prozesses der Subjektivierung, die in sich mit Männlichkeit verbunden ist; einem Selbstverhältnis, von dem ausgegangen wird, dass dies ein Verhältnis zu sich Selbst ist, was Personen in sehr unterschiedlichen Dimensionen ihrer Person herstellen müssen und auch faktisch herstellen. In diesem Sinne heißt ein Verhältnis zu sich als Subjekt herzustellen, eine Beherrschung seiner selbst zu entwickeln. Selbst wenn das nicht in jeder Situation gelingt, ist es so. Das können wir auch in ganz vielen Beispielen in der Literatur finden, dieses Konzept von Männlichkeit: Männer beschreiben sehr viel, z.B. diesen Zwang, dieses Verhältnis zu sich selbst herstellen und das Beherrschen ihrer sexuellen Begierden einüben zu müssen. Das ist ein Disziplinierungs- und Normalisierungsprozess, den sie an sich vollziehen müssen. Dies ist in einer historisch bestimmten Zeit und in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext eine gesellschaftliche hegemoniale Norm, an der sich alle orientieren müssen. Das bedeutet allerdings nicht, es immer zu schaffen und auch nicht, es immer zu wollen. Es ist vielmehr etwas, was sie als Selbstverhältnis, mit Butler gesprochen, permanent als performativen Akt wiederholen müssen. Es ist ein gesellschaftlicher Zwang.

Was Foucault und auch meine Position in einer gewissen Weise dann wiederum von Butler unterscheidet, ist, dass in dieser ständigen Wiederholung der Herstellung des Selbstverhältnisses zu sich als einem mit sich identischen, sich selbst beherrschenden Subjekt dieses Selbstverhältnis als eine soziale Praxis nach und nach Realität gewinnt. Immer wieder zu sagen, diese Person, das bin ich, „Ich bin die Person, die gestern so war, wie ich heute bin“, das impliziert immer wieder die eigene Geschichte, die sozialen Praxen und Erfahrungen, die gemacht werden, die Gefühle, die empfunden werden, in eine bestimmte Identität zu sich selbst zurückzubinden.

Zwar machen wir derzeit vermehrt die Erfahrung der Fragmentierung, aber das ist, wie ich finde, noch mal ein Unterschied, ob wir über gegenwärtige Wandlungsprozesse reden oder über die nach wie vor hegemoniale Norm geschlechtlicher Identität und über hegemoniale Prozesse der Subjektivierung. Der Punkt ist aber, dass die permanente Wiederholung dieses Selbstverhältnisses Foucault zufolge eine soziale, materielle Realität in den Menschen erhält: Sie sind in sich gespalten, sie haben eine ‚Seele‘, sie entwickeln in sich ein Verhältnis zu sich als Subjekt, errichten in sich eine Struktur von Männlichkeit, sie *existieren* Männlichkeit. Und manche tun dies sehr affirmativ, weil sie eben so sein wollen, wie man es von ihnen erwartet; andere dagegen versuchen bewusst oder unbewusst diese Normen permanent subversiv zu unterlaufen, an der sie sich aber zugleich ständig orientieren. Aus einer diskurstheoretischen Perspektive macht es wenig Sinn davon zu sprechen, ‚Männlichkeit‘ ist lediglich eine Kategorie oder eine Norm, die da irgendwo in irgendwelchen Texten/Gesetzen formuliert wird. ‚Männlichkeit‘, Subjektivität sind soziale Praxen, Selbstverhältnisse, spezifische Existenzweisen. Die Trennung, die ihr beide unterstellt, wenn ihr sagt: „Aber die Personen sind doch gar nicht so“ unterstellt eine idealistische Trennung: von hier Norm, dort Wirklichkeit. Zudem ist es ein Unterschied, ob ich eine gesellschaftlich hegemoniale Norm analysiere, hierauf mein Interesse richte oder auf die Abweichung, auf die Versuche der subversiven Veränderung. Das sind zwei

vollkommen unterschiedliche Fragestellungen. Darüber würde ich gern weiter diskutieren.

Klaus Theweleit: Am Anfang beschreiben Sie, dass das ein Anspruch von bestimmten gesellschaftlichen Normen ist; ja, – obwohl ich da erstmal von Institutionen sprechen würde. Es sind fast immer institutionelle Bereiche, in denen die Normierungen passieren. Arbeitsplatz, ein Familien- bzw. Wohnzusammenhang, Sport, Büros, Fabriken – alle sind institutionell organisiert. Ich würde von daher lieber sagen: Fast die ganze Gesellschaft ist männlich institutionell organisiert; der Körper, der darin agiert mit diesem doppelseitigen Unterwerfungsanspruch passt sich dem an und entspricht den Forderungen der Institution. Der weibliche Körper tut dies in ähnlichem Maße, womöglich fast genauso. Das immer genannte Beispiel: „Wer war der beste englische Premier?“ – „Das war Maggie Thatcher“. Sagt absichtlich „der“; weil die Ansprüche der Institution „Prime Minister“ nichts anderes zulassen, als ganz bestimmte – in Anführungszeichen oder auch nicht – männlich-normierte Aktionen. Mit Frau Merkel ist es ähnlich. In so einer Institution, die derart männlich definiert ist, wird es wenige Abweichungsmöglichkeiten geben und außerdem besitzen diese Institutionen Strafmacht. Sie drohen im Zweifelsfall mit Auslöschung, wenn man sich nicht nach ihren Regeln verhält.

Dass dies ein sich ständig wiederholender Prozess ist, darüber gibt es keinen Dissens. Da sind wir uns völlig einig. Der Prozess muss aber immer wiederholt werden, immer wieder neu eingeschliffen, da es sonst nicht funktionieren würde und die Zwangs-Subjektwerdung nicht gelingt. Bei diesen Wiederholungszwängen tut man immer wieder dieselben Dinge, die allerdings in einem psychologisch-integrativen Sinn bei der einzelnen Person nicht funktionieren. Deswegen muss man sie immer noch einmal machen. Und am nächsten Morgen fängt man wieder damit an. Wenn man tatsächlich die Integration der äußeren Ansprüche erreichte, dann müsste man es nicht jeden Tag wiederholen. Die Personen, die das vielleicht erreichen, sind diese drei Prozent, von denen ich rede. Sie wären dann diese ‚Subjekte‘ und führen die damit verbundenen Ansprüche in einer gewissen Zwanglosigkeit durch.

Auch dieses Subjekt wird, wie Sie ja ausgeführt haben, von Unterwerfung und Selbstunterwerfung bestimmt. „Autonomes Subjekt heißt das sich selbst unterworfen“, schreiben Sie in ihrem Buch. Einverstanden – aber benutzt wird der Begriff meist ganz anders. Im landläufigen philosophischen Zusammenhang wird dieses ‚Subjekt‘ immer als ‚autonomes‘ geführt im Sinne von ‚freies Subjekt‘, unabhängig, ‚selbstbestimmt‘ und dann ist es ein wirklich fehlgehender Begriff. Ich versuche, ihn überhaupt nicht zu verwenden. „Auto no me!“; hab ich mal phonemisiert; = „Fahr mich nicht über!“ So macht das mit der ‚Autonomie‘ vielleicht Sinn.

Andrea Maihofer: Ich würde jetzt gern noch mal auf deinen Punkt [Nina Degele] mit dem mangelhaften empirischen Korrelat eingehen. Ich frage mich immer, inwieweit wir es hier mit historischen Veränderungsprozessen zu tun haben. Und dann gilt es in der Tat noch mal zu schauen, was es bedeutet, dass geschlechtliche Existenzweisen oder Geschlechtlichkeiten sich wandeln. Sie verändern sich ja im Moment ganz massiv. Oder reden wir immer noch über

das, was der Norm noch ‚am entsprechendsten‘ ist? Und da würde ich in der Tat sagen, das sind zwei sehr unterschiedliche Fragestellungen. Ich finde, das darf man nicht durcheinander bringen. Und ich habe immer das Gefühl, wenn diese Frage gestellt wird: „Wo ist denn das noch?“ und „Gibt es da überhaupt ein Korrelat?“, dass genau das durcheinander gebracht wird.

Nina Degele: Das ist ein guter Hinweis. Auf die unterschiedlichen Ebenen wollte ich auch gerade zu sprechen kommen. Einerseits würde ich gern wissen: Was ist ‚Mann‘ im Unterschied zu ‚Männlichkeit‘? Was ergibt das auf welcher Ebene überhaupt für einen Sinn? Unter Ebenen verstehe ich die biologische, die Identitäts- und die Praxisebene. Das sind drei sehr unterschiedliche Ebenen, die in der Diskussion ständig durcheinander gehen. Ich bin auch nicht sicher was die Referenz dabei ist, wenn ihr über Adorno, Horkheimer und Foucault sprecht oder über Kunst oder über die Beschreibung von Empirie.

Geht es hier um Beschreibungen von Männlichkeit, um Beschreibungen von Männern und was sie tun? Sind das Praxen, ist es Biologie, ist es Identität? Also ich denke das sind Komponenten, die wir auseinander halten müssen. Deswegen meine Frage an dich Andrea: Auf welcher Ebene argumentierst du, wenn du dich auf Foucault, Adorno und Horkheimer beziehst?

Andrea Maihofer: Im Prinzip geht es mir genau um diese Idee: Die drei Ebenen müssen zusammen gedacht werden. Das heißt, in einer Gesellschaft wie der unsrigen ist der Prozess der dreifachen Vereindeutigung, wie Butler zu Recht hervorhebt, zwischen dem biologischen Geschlecht, der Geschlechtsidentität und der sexuellen Orientierung, ein zentraler Aspekt der bestehenden Geschlechterordnung und ihrer heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit. Und wenn ein Kind keinen eindeutig männlichen oder weiblichen Körper hat, dann bedeutet das, dass das möglicherweise Kindso lange Operationen unterzogen wird, bis es einen eindeutig ‚männlichen‘ oder ‚weiblichen‘ Körper hat, weil unsere Gesellschaft nach wie vor genau diese Vereindeutigung verlangt. Allerdings können wir auch hier derzeit Veränderungen beobachten und sehen, wie sich immer mehr Personen ganz bewusst, diesen Vereindeutigungen entziehen.

Ich bin jedoch der Meinung, diese Abschwächung der Norm führt derzeit noch nicht dazu, dass Personen, die nicht eindeutig als ‚Mann‘ oder ‚Frau‘ identifizierbar sind, nicht immer noch mit dem „sozialen Tod“ (Butler) bedroht sind, mit Ausgrenzung, Bestrafung, allen möglichen sozialen Sanktionen.

Nina Degele: Da möchte ich jetzt gleich nachhaken. Gerade bei der Frage: Machen wir uns nicht selber auch zu Mittäterinnen und Mittätern von dieser Zwangs-Zweigeschlechtlichkeitsveranstaltung, wenn wir Begriffe wie ‚männlich‘ und ‚Männlichkeit‘ verwenden um bestimmte Verhaltensweisen zu belegen, die kontingent sind? Wenn wir männlich mit zweckgerichtet, beherrschend, sich-beherrschend, die Notwendigkeit Kontrolle über sich auszuüben konnotieren. Warum haben Frauen das nicht? Warum ist nicht denkbar, dass Frauen mit den gleichen Zwängen auch zu kämpfen haben? Warum müssen wir das mit dem Begriff ‚Männlichkeit‘ belegen? Ist das nicht zentral dafür, dass wir nicht aus diesem Zweigeschlechtlichkeitsdenken heraus kommen?

Andrea Maihofer: Das ist eine Diskussion, die führen wir seitdem wir uns kennen. Ich wäre froh, wenn du mich irgendwann verstehen würdest...

Der Punkt ist: Natürlich ist diese Gefahr der ‚Reifizierung‘, der Reproduktion und Verfestigung der Geschlechterdifferenz ein ernst zu nehmendes Problem. Doch ich bin da immer etwas polemisch. Und zwar deswegen, weil das ja durchaus richtig ist. Aber wenn wir Geschlechterforschung machen, haben wir das Problem, dass wir uns mit dem, was *hegemonial* in einer Gesellschaft ist, nun mal leider zu beschäftigen haben. Ich meine, klar können wir hingehen und uns eher mit den Abweichungen, dem Subversiven beschäftigen. Das ist in Ordnung und zweifellos wichtig. Aber wenn wir die aktuelle Geschlechterordnung verstehen wollen, dann müssen wir uns leider auch mit dem beschäftigen, was einfach immer noch unsere Geschlechterordnung ausmacht. Und unsere Geschlechterordnung macht aus, dass wir mit einer heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit konfrontiert sind, die mit Disziplinierungs- und Normalisierungsprozessen der Herstellung von möglichst eindeutig identifizierbaren ‚Männern‘ und ‚Frauen‘ verbunden ist. Und diese sozialen Prozesse müssen wir analysieren und in ihren Konsequenzen deutlich machen.

Natürlich ist es, wie du sagst, historisch durchaus möglich zu sagen: „In 200 Jahren lachen die sich tot über das was wir sagen, was Männlichkeit und Weiblichkeit ist.“ Dieses Befremden haben wir ja heute schon, wenn wir uns ansehen, wie Männlichkeit oder Weiblichkeit im 13. Jahrhundert in westlichen Gesellschaften bestimmt wurde. Da galten z.B. Frauen als extrem sexuell potent, die Männer mit ihrer Begierde völlig überfordern; während im 19./Anfang 20. Jahrhundert die Frau vor allem als frigide und sexuell uninteressiert galt.

Doch so unterschiedlich diese Weiblichkeitsbilder historisch sind, für die Realität der Frauen und ihre geschlechtliche Existenzweise macht es einen Unterschied, ob sie als sexuell potent und überfordernd verstanden werden oder als eigentlich, aufgrund ihrer Weiblichkeit sexuell frigide. Und da macht es, finde ich, wenig Sinn zu sagen: „Das ist doch kontingent“. Es ist *historisch* kontingent in dem Sinne, dass es auch anders sein könnte. Aber in der jeweiligen Situation sind damit jeweils Disziplinierungs- und Normalisierungsprozesse verbunden, denen sich die Individuen nur unter der Gefahr massiver sozialer Sanktionen entziehen können. Und das ist das für mich Entscheidende.

Nina Degele: Schön, dass du das so formuliert hast. Ich möchte die Frage jetzt weiterleiten: Andrea Maihofer erzählt etwas über die hegemoniale Norm und Sie, Herr Theweleit, über die Abweichung. Wie ist das mit der Abweichung? Geht die Abweichung auf eine subversivere Art anders mit den Kategorien um? Oder wie sieht es da aus mit dem Verhältnis von Biologie, Identität und Praxis?

Klaus Theweleit: In der Praxis der Warhol-Gruppierungen werden biologische Zuschreibungen permanent verschoben, umgedeutet und happening-artig ausagiert. Aber ohne neue fixierte Identitäten anzustreben – außer, natürlich: der des *Stars*, des eigenen *Markenzeichens* also anstelle von Identitäten. Insgesamt mehr spielerisch als ‚subversiv‘; wer kann den Grad der eigenen Subversivität schon bestimmen. Und auch bei anderen ist es schwer. – Ich will aber noch mal bei Andrea Maihofers Normierungspunkt bleiben; und da etwas hinzufügen. Die Gegenüberstellung Normierung-Abweichung reicht nicht. Abweichungen und Kursänderungen gibt es auch auf der Ebene der Zwänge selbst, in den

historisch-empirischen Hantierungen mit der Zweigeschlechtlichkeit z.B. Sie sagten gerade, dass im 13. Jahrhundert die Frau als erotisch überlegen galt. Im 18. Jahrhundert ist es wieder so.

Andrea Maihofer: Ja dann kippt es.

Klaus Theweleit: Und sicherlich werden solche Verschiebungen *hergestellt*, wie Sie sagen. Mit jeweils verschiedenem Hintergrund. Im 18. Jahrhundert z.B. gehen sie klar von den Feudalherrschern aus, die ihre Frauen offen sexualisieren, als letztes Mittel sozusagen, um an der Macht zu bleiben; d.h. als Köder für bürgerliche aufstrebende Männer. Sie sollen auf die ausgestellten Adelsfrauen, die teils auch *zugänglich* gemacht werden, fliegen, um nicht auf andere dumme Gedanken zu kommen; den dummen Gedanken der Revolution etwa. Das funktioniert 50 Jahre auch wunderbar, belegt in Hunderten von Romanen. Der Adel sexualisiert seine Frauen und verkauft sie; ihre entblößten Brüste sind festgehalten auf Tausenden von Stichen. – Dann gibt es die Revolution aber doch, jedenfalls hier und da. Mit einigen neuen Freiheiten (nicht nur denen des exzessiven Köpfens), die alle bald wieder geschluckt werden. 30 Jahre später, im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts, reicht der Rock bis auf die Erde und im Viktorianismus hat die Frau überhaupt keine Geschlechtsmerkmale mehr. Diese Wechsel sind exakt beschreibbar. Seit ich mich mit ihnen befasse, beschreibe ich sie überwiegend als bewusst durchgeführte Akte von Herrschaft. Um auf den beliebten Einwand zu stoßen: Verschwörungstheorien. Ein Kurzschluss. Ich antworte darauf: „Was, denken Sie, machen die Herrschenden den ganzen Tag. Dasitzen und die Sonne anstarren? Nein, sie arbeiten, bzw. sie lassen arbeiten. Eine ihrer Hauptarbeiten besteht in der Herrschaftsabsicherung; in der Sicherstellung von ein paar Grundeinstellungen: Wie bekommen wir die Leute an ihren Arbeitsplatz ohne dass sie dagegen rebellieren, ohne dass sie ausflippen und abweichen; ohne dass sie dies und jenes tun, was sie nicht tun sollen. Man denkt sich Regeln, Normen und Strafen aus, bei wechselnden Strategien. Plus ein paar Bonbons, Gratifikationen. *Verschwörungen* hat das herrschende Personal dafür nicht nötig.“

In solchen Beschreibungen ist Foucault übrigens ein Meister; im Eruieren dieser vielen immer divergierenden neuen Strategien und in ihrer Beschreibung, die das Sprachinventar der Historiker weit transzendieren. Allein schon sein Schritt, das so genannte Subjekt als *Produkt einer Akte* zu beschreiben. Wobei die Regeln des einschreibenden Büro- oder Militär-Stifts wechseln. Mal ist es das Panorama, die Überwachungsgeschichte, mal darf man onanieren, mal darf man nicht, mal stirbt man sofort etc. Alles sehr konkret – und das ist entscheidend. Die Sache machen nur Sinn, wenn man sagt: In diesem Jahrzehnt war das so, in den 20ern läuft das so und in den 30er Jahren ganz anders. Dann kommt wieder eine Umschaltung in der Strategie, die man an den und den Sachen zeigen kann. Lässt man es dagegen sehr allgemein bei der Normgeschichte, dann tendiere ich dazu zu sagen: Das haben wir doch eigentlich schon längst begriffen. Ich glaube, jeder hier im Raum weiß, „Geschlecht wird hergestellt“; die, die hier versammelt sind, wissen und akzeptieren, dass das Geschlecht nichts Ontologisches ist, nicht dadurch bedingt ist, dass der eine einen Penis hat und die andere eine Klitoris. Konsens, oder?

Andrea Maihofer: Natürlich ist mittlerweile, das glaube ich auch, im Kontext wie dem hiesigen klar, dass Geschlecht eine soziale Konstruktion ist. Der Punkt ist aber, immer wieder herauszufinden, wie wir theoretisch begreifen, wie die Prozesse sozialer Konstruktion sich vollziehen und – und das halte ich für sehr entscheidend – was da eigentlich in den Individuen dann passiert, welche Effekte, Materialisierungen diese Prozesse in ihnen stattfinden. Und da würde ich sagen, dass die Thesen von Horkheimer und Adorno sowie von Foucault einen wichtigen Beitrag leisten. Sie stellen produktive theoretische Begrifflichkeiten zur Verfügung und Zugangsweisen, wie diese Prozesse zu analysieren sind.

Vielleicht ist das jetzt sozusagen nur eine Formulierung gewesen, an der ich mich jetzt unnötig aufhänge, aber ich will es jetzt trotzdem noch mal ansprechen: Wenn Sie sagen, dass ein bestimmtes Konzept von ‚Weiblichkeit‘ von den herrschenden Männern entwickelt wird, dann sage ich: Ein entscheidender Punkt von Foucault ist, zu denken, dass das, was als bürgerliche Männlichkeit entsteht, etwas ist, was eben gerade nicht in erster Linie für die Frauen gedacht war. Sondern das spannende ist, dass deutlich wird, dass die Konstruktion von Männlichkeit sich zunächst auf sich selbst bezieht. Es wird ein Konzept bürgerlicher Männlichkeit entwickelt, dem sie sich selber unterwerfen müssen, um sich selbst zu einem bürgerlichen Mann zu machen.

Klaus Theweleit: Nicht auch beides?

Andrea Maihofer: Ja. Aber der Punkt, um den es mir geht, ist, dass das Konzept von bürgerlicher Männlichkeit sich erst einmal selbstaffirmierend auf den bürgerlichen Mann selbst bezieht und erst im zweiten Schritt – oder vielleicht besser – in diesem zugleich als Abgrenzung gegen den feudalen Mann funktioniert. Ich finde, diese Einsicht ist für die Geschlechtertheorie sehr bedeutsam.

Klaus Theweleit: Ist das nicht genau der Punkt, an dem Foucault sagt, die Macht sei doppeldeutig, mehrseitig, verteilt auf viele Prozesse und auf viele Menschen. Macht unterdrückt nicht nur, sondern entwickelt auch. Der bürgerliche Mann wird nicht nur unterworfen, er unterwirft sich selbst –

Andrea Maihofer: Ja, das ist ein Selbstaffirmierungsprozess.

Klaus Theweleit: – und er unterwirft auch andere. Er hält die aufkommenden Proletarier unten. Es gibt im 18. Jahrhundert keinen proletarischen, aber den bürgerlich-feudalen Roman. Und 150 Jahre später, als Teile des Proletariats gesellschaftlich etwas ‚höher‘ gekommen sind, haben wir den proletarischen Mann, der sich selbst wieder unterwirft, der das ‚bourgeoise System‘ zerschlägt, auf Parteilinien, mit Zukunftsvisionen und mit seiner motorischen Muskularität, mit der er wiederum auch sich selbst zerstört und seine Frau dazu. Natürlich muss er der arbeitsfähige Muskelmacho sein, der sich auch selbst unterwirft. Dieser Muskelmacho hält dann wiederum das so genannte Lumpenproletariat und die so genannten dekadenten Bürger von sich ab, die ‚Verweichlichten‘. Das lässt sich immer jahrzehnteweise so oder so wenden. Diese Konzepte werden immer entwickelt, dauernd variiert und gegeneinander verschoben. Davon haben wir ein ganzes Repertoire, das einsetzbar ist. Aber über

Jahrhunderte hinweg kann eine bestimmte Konstruktion ‚Mann‘ die dominante Komponente darin sein.

Andrea Maihofer: Ich will noch mal an einem Punkt verdeutlichen, warum das für die Geschlechterforschung und die Geschlechtertheorie eine so wichtige Einsicht ist. Die Geschlechterforschung und die Geschlechtertheorie sind über Jahrzehnte davon ausgegangen, dass die Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit vor allem entwickelt werden, um Herrschaft gegenüber den Frauen auszuüben. Also Männer haben einen Begriff von Männlichkeit bzw. Weiblichkeit entwickelt, um den Frauen einen ‚blöden‘ Part zuzuweisen. Das war mal, pointiert formuliert, das Argument. Doch in dem Verständnis Foucaults entwickeln bürgerliche Männer erst mal ein Ideal bürgerlicher Männlichkeit bezogen auf sich selber und in Abgrenzung gegenüber anderen Männern (feudalen, proletarischen, bäuerlichen) und erst im zweiten Schritt entwickeln sie ein Ideal von Weiblichkeit als Norm für die bürgerliche Frau. So gesehen, handelt es sich also um einen viel komplexeren Prozess und das halte ich für eine ungeheuer wichtige Einsicht, die wir empirisch überhaupt noch nicht eingeholt haben.

Nina Degele: Gut, das würde ich jetzt gern noch mal zurückspielen und möchte Herrn Theweleit nicht aus der Begriffsarbeit entlassen, sondern die Frage stellen: Wie sieht das mit den Konkretisierungen von Männlichkeit und Männern vor dem Hintergrund Biologie, Identität und Praxis aus? Worüber reden sie, wenn sie von abweichenden Männlichkeiten reden? Sie haben vom fragmentierten Subjekt gesprochen und im Grunde das Konzept von Männlichkeit damit erst einmal beiseite geschoben. Aber dennoch spielt es in ihren Schriften eine entscheidende Rolle. Könnte ihr Buch *Männerphantasien* auch „Männlichkeitsfantasien“ heißen?

Klaus Theweleit: Nein, das könnte es nicht, weil es Fantasien konkreter Männer sind, für die außer Frage steht, was ‚Männlichkeit‘ zu sein hat. Sie denken das jedoch nicht in Begriffen der eigenen Körperlichkeit, sind mehr oder weniger Sklaven eigener unverarbeitbarer Affekte. Wenn ich von ihrem „fragmentierenden Körper“ spreche, heißt das, dass er nur durch Zwänge zusammengehalten werden kann. Dies geschieht unter anderem durch gesellschaftliche Normen, Regeln und Drill. Sonst fiel er auseinander oder würde ‚explodieren‘; was heißt, er richtet sich in direkten Gewaltakten gegen andere Körper, die nicht die Züge der eigenen Selbstunterdrückung tragen, und zwar zwangsläufig. Die Arbeit dieser Körper besteht darin, sich *durch Gewalt gegen andere* zusammenzuhalten. Aus diesem Grund empfinden die Männer, die in diesem fragmentierten Körper leben, den gesellschaftlichen Zwang als Erlösung, weil er sie ‚befreit‘; weil ihnen ihr Panzer eine Art Schutz bietet; und er zudem gegen andere einsetzbar ist. Wilhelm Reich nannte das „Körperpanzer“. Mit Hilfe dieses Panzers kann das Eindringen von Emotionalität und Affekten abgehalten werden. Aus diesem Grund kommt es zu einer so massiven permanenten ‚Selbst-Verteidigung‘ dieses Körpers, der von ihnen mit ‚Mann‘ benannt wird. Ich habe dann behauptet, mit Sichtung der historischen Quellen und Mann-Zustände, dass diese Art Mann-Körper die dominante Art in den zurückliegenden Jahrtausenden ‚unserer‘ Kultur gewesen ist. Was auch heißt: die Stufe ‚Subjekt‘ in einem adornitischen Sinne wird von ihnen nie *erreicht*. – *Männlichkeit* ist dage-

gen etwas ganz anderes, variables. Zu ihr kann z.B. gehören, dass bestimmte Männer es für richtig halten, die Hausarbeit mit ihren Frauen zu teilen und sich in gleichem Maße wie sie um die Kinder zu kümmern. In den Augen (bzw. in der abwehrend zuckenden Muskulatur) eines riesigen Prozentsatzes der real existierenden *Männer* auf der Erde würden sie damit aufhören, „Männer“ zu sein. Männlichkeitsfantasien sind also etwas grundsätzlich anderes, als das, was ich mit *Männerphantasien* bezeichnete: die Phantasien und Taten eines ganz bestimmten Männerkörpers, den ich den soldatischen Mann nenne; der im konkreten Fall bestimmter Kulturen der männliche Normalfall sein kann und in Deutschland z.B. war. Betonung auf soldatisch. „Faschist“ wollte ich nicht sagen, weil das eine ideologische, also eine einengende Konstruktion ist. Ich wollte deren spezifischen *Mann-Körper* beschreiben; das Allerkonkreteste.

Nicht-soldatische Männer wurden von diesen verfolgt, z.B. als der „jüdische Verführer“ und Erotiker, der die blonden Frauen schwängert (=vergiftet) und als nicht arbeitender Zins-Hecker, der den Volkskörper aussaugt, den Körper der *Arbeitenden*, und insgesamt ‚das Geld‘ vergiftet. *Zinsknechtschaft* ist eins von Hitlers Hauptwörtern (=jüdisch). Bei den Partei-Faschisten kann so der gute bürgerliche (=soldatische) mit dem guten proletarischen Arbeits- und Muskelmann zusammenfallen. Die Klassengesellschaft scheint ihnen im gemeinsam konstruierten *Männerkörper* ‚überwunden‘ zur so genannten Volksgemeinschaft. *Mann* ist ihr Stützkorsett. Die Faschisten benutzen das Wort Mann ganz deutlich so.

Nietzsche ist einer der ersten, der das begreift und deutlich ausspricht. Er hat weder mit der faschistischen Mann-Konstruktion noch mit der philosophischen Subjekt-Konstruktion irgendwas am Hut. Er begreift, was Aphoristiker wie Adorno meiner Meinung nach ihr Leben lang nicht begriffen haben, obwohl auch Adorno sich als Unsystematiker und sogar als Antisystematiker bezeichnet: dass eine bestimmte Sorte Mann-Sein sich auch in einer bestimmten philosophischen Sprache manifestiert bzw. sogar ihr Effekt ist. Der späte Nietzsche, ob ausführlich oder kurz, schreibt begrifflich und im Gestus nicht-männlich; wenn ich etwa an einen Satz denke wie: „Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum“. Das ist kein Aphorismus im Sinne eines Karl Kraus oder eines Adorno, die mit ihren Aphorismen immer erst Mal recht haben wollen. Der Gestus des Rechthabens ist etwas historisch Männliches; er folgt aus der männlichen Selbstnormierung.

Nina Degele: Biologische Identitäts- oder Praxiskategorie?

Klaus Theweleit: Praxiskategorie ist in dem Fall: „Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum“. Er setzt das Hören an die erste Stelle. Ein Satz, der verwirrt. Man kann emotional sagen: „Genau, das fühle ich auch“. Aber man kann keine Beweisführung dazu machen. Der Satz fällt aus allen philosophischen Begriffssystemen heraus, wie Vieles vom Schreiben Nietzsches. Er ist reine lyrische Schönheit; und transzendiert geschlechtliche Zuordnungen; u. a. auch deswegen berufen sich so viele Artisten auf Nietzsche, weil sie in ihrer Ausdrucks-Praxis die philosophisch-ideologischen (männlichen) Normsätze nicht mehr wollen.

Der Filmemacher Jean-Luc Godard z.B., der den meisten Ausführungen von Foucault eher zustimmen würde, kritisiert ihn dennoch in einem Interview sinngemäß etwa so:

„Bei Foucault geht alles immer auf; es geht zu sehr auf. 1750 war *der* Diskurs und 1850 jener; da ist es der psychiatrisierende und jetzt wieder dominiert ein anderer. Und die Menschen sind dann danach. Ich sage aber, als Filmemacher, der ein Bild davon machen soll, dass diese Züge bei den Einzelnen, bei der und bei jener Gruppe, vielleicht ganz anders sind. Aber genau diese Einzelnen interessieren mich. Ich brauche doch keine Filme zu machen, um die Norm darzustellen, die alle sowieso mehr oder weniger eingepreßelt bekommen; und wenn nicht mit Schlägen, dann eingebläut von der Yellow Press, dem Fernsehen und anderen Medien. Genau dafür ist mein Filmen nicht da.“

Stichwort Subjekt und Medien. Bei Andrea Maihofer gibt es eine schöne Stelle zu Stephen Hawking, wo sie aufzählt, was für Technologien für ihn entwickelt worden sind, damit er sein Denken überhaupt praktisch machen kann. Er allein, ohne diese Technologien, könnte weder seine Grundbedürfnisse befriedigen, noch ein ‚Subjekt‘ sein. Ein richtiger Cybermannsch.

Ich kann heutige Menschen ohne Medien-Komplettierung sowieso nicht denken. Mich persönlich nicht ohne Plattenspieler und Kino. Ich wäre eine total andere Figur; wahrscheinlich eine Art soldatischer Mann geworden. Vor allem *technische Medien* haben da herausgeführt, insbesondere ins Feld einer anderen Sexualität. Das macht in meinen Augen diese Warhol-Versuche so überlegen. Auch gegenüber den denkerischen von Foucault. Da sind Versuchsanordnungen im Praktischen, die einerseits sehr gefährlich sind, sehr risikoreich für die Personen, die sich darauf einlassen; und andererseits medial sehr eröffnend. Warhol war in der glücklichen Situation, dass es Mitte der 1960er Jahre diesen Anti-Erwachsenen-Aufstand, die Rebellion gegen die Generation, die für den Krieg verantwortlich war, gegeben hat. Viele junge Leute liefen von zu Hause weg ohne Rücksicht auf Verluste. Liefen jemandem wie ihm, der bekannt dafür war zu experimentieren und für sein *Open House* (wie ein Song heißt, den Lou Reed ihm hinterhergeschickt hat), die Tür in der Factory ein. Warhol musste niemanden rufen. Und er war geübt und geschickt darin, ständig etwas zu inszenieren. „Kommt hier nicht rein und quatscht, hier wird nicht nur gequatscht, hier ist eine Kamera, da ist ein Tonband, hier ist jemand der mit dir redet, wir inszenieren etwas und wir nehmen es auf.“ Mit den ‚schrillen Typen‘, den ‚Exhibitionisten, schön und äußerst begabt‘, wie Undergroundfilmer Jonas Mekas sie genannt hat, konnte man derartige Dinge ausprobieren. Das hätte er auch unterdrücken können, hat er aber nicht gemacht. Mit Risiko...

Nina Degele: Das wäre jetzt schon die Antwort auf die Frage inwiefern Wissenschaft oder Kunst das konstruktivere Experimentierfeld für den Alltag sind. Aber trotzdem noch einmal an Andrea zurück. Du wolltest direkt etwas dazu sagen.

Andrea Maihofer: Ja ich würde gern zu einem Punkt, der mir bei dem Vortrag von Ihnen [Klaus Theweleit] auch aufgefallen ist, etwas sagen: Eben haben Sie das jetzt nicht so gemacht, aber ich finde es bezogen auf deine Frage [Nina Degele] so eine Formulierungsvariante, die Sie vorhin gewählt haben,

bei der ich gerne einfach noch einmal nachfragen würde, was genau das für Sie bedeutet. Und zwar haben Sie bei dieser Travestiegeschichte immer wieder so formuliert, dass Sie gesagt haben „Wir haben hier das Bild einer Frau und die ist angezogen wie eine Frau, aber eigentlich ist sie ein Mann.“

Klaus Theweleit: Ja. „Hat einen Penis“ hieß das.

Andrea Maihofer: Ja und genau das ist der Punkt. Was heißt das jetzt „eigentlich ist sie ein Mann“?

Klaus Theweleit: „Eigentlich“ habe ich, glaube ich, nicht gesagt.

Andrea Maihofer: Diese Dinge finde ich immer so spannend. Deswegen frage ich ja auch. Aber das ist der Punkt: Was genau heißt das jetzt? Also für Ihren theoretischen Ansatz von Geschlechtlichkeit. Warum diesen Rückbezug auf den biologischen Körper? Sie haben an dem Punkt auch, das ist das Zweite, was mich darin interessieren würde, gesagt: „O.k., also was da gemacht wird, geht eigentlich viel weiter als die Geschlechtertheorie von Butler.“ Wenn das so ist, fände ich das gar nicht schlimm. Ich bin mir nur nicht sicher, ob es stimmt. Vor allem auch nicht so, wie Sie es interpretieren. Deswegen würde ich gern die Formulierung genauer haben.

Klaus Theweleit: Auf den Bildern sieht man nicht, dass es sich um Transvestiten handelt. Zu sagen, „Das ist aber ein Mann“, wäre schlicht falsch. Transvestit ist korrekt.

Andrea Maihofer: Ja.

Klaus Theweleit: Und das heißt Mischfigur. Jemand, der in einer bestimmten Geschlechtlichkeit steckt, weil er einen Penis hat; der diese Geschlechtlichkeit aber nicht akzeptiert, weil er Frau sein will. Schön hier auf dem Foto: Der nackte Körper mit Penis und Frauenfrisur und der nackte Körper mit Penis und Männerfrisur, Joe Dallessandro und Candy Darling in einem Bild. Das löst was in einem aus, was begrifflich nicht ohne weiteres zu formulieren ist. Ich kann nicht sagen, inwieweit Candy ihre biologische Männlichkeit verlassen hat und auf welcher Ebene sie sich emotional tatsächlich befindet. In dem Warhol-Zitat, das ich vorgelesen habe, war das ja schön beschrieben: „Etwas erlernen, was das Gegenteil dessen ist, was man sein sollte.“ Dieses dann darzustellen und zu spielen. Was man zuerst fantasiert hat also praktisch durchzuführen – was Warhol als doppelte oder dreifache Arbeit beschreibt gegenüber einer einfachen Darstellung der eigenen Geschlechtlichkeit. Das kommt dem Verwandlungsprozess sehr nahe. Ich würde mich aber nicht trauen zu sagen: Das ist so und soviel Mann, so und soviel Frau. Eine komplexe Arbeit jedenfalls in einem Prozess ständiger Inszenierung und Gefährdung. Candy Darling ist fünf oder sechs Jahre nach diesen Aufnahmen an Aids gestorben. Sie ist eine der ersten bekannten Aidstoten.

Die Mischungsgrade in der einzelnen Person können sehr kompliziert sein. Im Warhol-Film *Flesh* z.B. läuft das so: Da ist ein tatsächlicher Mann, Joe Dallessandro, heterosexuell liiert, der von seiner Frau die Aufgabe bekommt, auf den Schwulen-Strich zu gehen, damit ihre Freundin, mit der zusammen sie im Bett liegt, eine Abtreibung bezahlen kann. Er macht das und empfindet sich dabei nicht als Prostituiertes, weil es ihm teils Spaß macht. Er kommt

zurück mit dem Geld und kümmert sich um das Baby. Nun bestimmen Sie da die „Geschlechts-Identität“.

Andrea Maihofer: Aber es geht doch um die Formulierung „tatsächlich ein Mann“. Laqueur hat ja gezeigt, wie in einer bestimmten historischen Zeit die Vorstellung, z.B. innerhalb der biologischen Wissenschaften, vom biologisch männlichen oder weiblichen Körper als einer wissenschaftlich objektiven Tatsache entsteht. Ihm zufolge ist also das, worauf wir rekurren, wenn wir sagen: das ist ‚tatsächlich ein Mann‘, selber ein ganz bestimmtes historisches Konstrukt, Teil einer historisch bestimmten Geschlechterordnung.

Klaus Theweleit: Mit diesen Konstrukten wird hier Ping Pong gespielt. Das hat eine komödische, eine tragödische und eine selbstverzehrende Seite – in Korrelation zur psychischen Stabilität der jeweiligen Person – bei der ich mich nicht trauen würde, sie männlich oder weiblich zu nennen. Das Kritische mit dieser Position ist der Umgang mit dem Dazwischen, mit den Nicht-Identitäten. So genannte normale Menschen halten diesen Zustand der Nichtidentität nicht aus, ihnen wird schwindlig und sie suchen nach Sicherheit. Gibt man sie auf, wird ein Abgrund geöffnet, über den man balanciert oder tanzt. Man kann reinfallen, aber auch rüberkommen. Was dabei mit einem passiert, weiß man erst, wenn man es tut. Als Beobachter weiß man das nicht; ich jedenfalls weiß es nicht. Man kann bestimmte Produkte sehen, Gemälde, Filme, Fotos, Musikstücke, und sie beschreiben. Nur für den Zustand der Körper selber habe ich keine Begriffe. Den kann ich nicht beschreiben.

Nina Degele: Das ist jetzt ein guter Punkt um einen Schluss zu ziehen. Die Möglichkeit in der Kunst Brüche, Nichtidentitäten und Fragmentierungen darzustellen ist um einiges größer als in der Wissenschaft. Aber die Begriffe dafür fehlen. Das würde ich gern deutlich festhalten. In so fern ist die Vorreiterrolle von Kunst eine sehr zwiespältige, da der Versuch Begriffe für etwas zu finden.

Klaus Theweleit: Es gibt Bilder, die die Pseudo-Exaktheit der Begriffe torpedieren.

Nina Degele: Es gibt Bilder, aber es gibt keine Begriffe dafür. In so fern wäre das ein Stück Rehabilitierung für die Begriffsarbeit, die auch immer unzulänglich bleiben muss. Ich möchte an dieser Stelle die Diskussion für das Podium beenden und für die Allgemeinheit öffnen.

Andrea Maihofer [zum Publikum]: Wenn Sie was sagen oder Fragen stellen: Ich bin schwerhörig und ich habe Hörgeräte und für mich ist es immer wieder ein großes Problem, wenn Sie zu leise sind. Nutzen Sie bitte die Chance laut zu sprechen.

Franziska Bergmann: Herr Theweleit hatte nach der Diashow von den Warholbildern eine kurze Bemerkung fallen lassen, die leider nicht weiter ausgeführt wurde. Er sagte die Geschlechterforschung sei derzeit nicht wirklich gefragt und am Ende.

Andrea Maihofer: „Rückständig“ hat er gesagt.

Klaus Theweleit: Rückständig, ja. Ich finde, dass Gruppierungen wie die Warhol Factory praktisch weiter gewesen sind, als der theoretische Diskurs der Geschlechter-Differenz heute ist. „Am Ende“ habe ich nicht gesagt, und meine ich auch nicht.

Franziska Bergmann: Die Queer Theory ist derzeit meiner Meinung nach den Inhalten der gesehenen Bilder sehr ähnlich. Deswegen kann ich ihrer Meinung nicht zustimmen.

Klaus Theweleit: Ja, na gut.

Franziska Bergmann: Mich interessiert wie Sie darauf kommen, wenn derzeit die Tendenzen der Queer Theory, z.B. durch Donna Harraway, sehr stark hervorgehoben wurde und sehr stark wissenschaftlich untermauert wurde.

Andrea Maihofer: Also warum können Sie Butler nicht leiden?

Klaus Theweleit: Ein Grund ist, weil sie genau das macht, was Sie vorhin über manche Kollegen gesagt haben: „Wissenschaftler nennen lieber nicht so gerne ihre Quellen“. Das trifft für Judith Butler meiner Meinung nach auch zu.

Andrea Maihofer: Das stimmt, das ist an manchen Punkten so.

Klaus Theweleit: Sie bezieht sich nicht auf diese New Yorker Leute, deren Arbeiten und Daseinsweisen sie doch sehr gut kennt.

Andrea Maihofer: Aber deswegen ist es trotzdem interessant.

Klaus Theweleit: Ich sage ja nicht, dass es uninteressant ist. Ich bin nur der Meinung, dass die weiter waren. Und ich kann eine andere Gruppe nennen, die ich bei etwas mehr Zeit auch gern in Bildern hätte ausführlich vorführen können: Die Underground Comiczeichner in San Francisco. Das ist das Westküstenpendant zur New Yorker Sexualitätsauflösungspraxis der Factory. Das sind die ca. 20 Zeichner von Robert Crumb über Bill Griffith zu Kim Deitch und etwas später Trina Robbins, die innerhalb von fünf bis zehn Jahren sämtliche sexuelle Tabus zeichnerisch demontiert und dementiert haben. In einem ungeheuren, rasanten Anlauf wird dort alles vom Transvestitismus, Ethno-Sex, Sex mit Tieren bis hin zum Dreijährigen, der seine Mutter als „Blöde Fotze“ titulierte, durchdekliniert. Zeichnerisch ist alles da. Heute kennt das kaum jemand mehr. Irgendwie untergegangen. Obwohl, wenn man die Sachen heute wieder anschaut, der zeichnerische Witz immer noch absolut vorhanden ist. Warum man nicht das liest anstelle von Adorno ist mir vollkommen schleierhaft, und ich würde mein Leben lang dafür kämpfen, dass man das tut.

Franziska Bergmann: Aber ich habe mich jetzt auf die Queer Theory bezogen, die ja nicht nur Butler ist, sondern auch andere.

Klaus Theweleit: Ich hänge an einer Konkretion. Die sind für mich konkreter als all die Theorien. Selbst eine so fantastische Theoretikerin wie Judith Butler eingeschlossen. Ich möchte das ohne jeden Druck und Angriff betonen: Für mich sind das auch entwickeltere Formen der *theoretischen* Auseinandersetzung. In einem Crumb-Comic und einem Warhol-Film ist auch mehr Gender-Theorie. Ich mache keine prinzipiellen Unterschiede zwischen so genannten Kunstwerken und so genannten Theorien. Nur ist in der Kunst die Beziehung zur Wirklichkeit meist viel direkter und strukturiert meine ganze Orientierung besser, als wenn ich diese an Hegel angelehnten Sätze von Judith Butler lese, die mich eher zum Einschlafen bringen, auch wenn sie ‚stimmen‘.

Beitrag aus dem Publikum: Ich bedanke mich für die gute Ausführung von der Dame. Wenn ich daran erinnere, dass wir noch 1952 die Errungenschaftsgemeinschaft hatten, da war Macht/Männlichkeit genau das, was Sie dargestellt

haben. Im römischen Recht war das auch so. Da war die Frau noch eine Sache, wie ein Fußball. Heute haben wir erst seit kurzer Zeit die Auffassung, dass das Tier ein Lebewesen ist. Das war früher auch eine Sache. Das hat sich ja erst seit kurzem entwickelt. Und die Rechtswirklichkeit ist eben das, wonach sich die Leute richten. Bilder sind zwar schön, aber Menschen sind mehr über Sprache zugänglich. Künstler stellen etwas anderes dar. Und deshalb finde ich den analytischen Ansatz und seine Weiterentwicklung, die ja ganz langsam vor sich geht, schon richtig, dass man erst über die Sprache Begrifflichkeiten entwickeln muss. Das war meine Überlegung.

Nina Degele: Dann nehmen wir die nächste Wortmeldung noch mit dazu.

Frank Winter (Publikum): Mein Beitrag geht in Ihre Richtung, Frau Maihofer: Ich fand Ihre These sehr interessant. Sie haben gesagt, dass es im Sozialisationsprozess darum gehe, Sex, Gender und Heterosexualität in eindeutige Übereinstimmung zu bringen. Der bürgerliche Mann entwickle Männlichkeit zunächst als Verhältnis zu sich selbst und in Auseinandersetzung mit abweichenden Männlichkeiten und erst dann in Abgrenzung zu Weiblichkeiten. Wenn ich jetzt überlege: Ich bin seit einer Weile in der größten Vereindeutigungs-institution der Gesellschaft tätig: Ich bin Lehrer. Wenn ich mir die Jugendlichen zwischen elf und fünfzehn Jahren anschau – in dieser Altersgruppe habe ich die meisten Erfahrungen –, spielen sich bei ihnen regelmäßig Dramen ab, und zwar genau nicht bei drei Prozent, sondern bei 97 Prozent der Jugendlichen. Die versuchen genau das permanent: Sex, Gender und Heterosexualität in eindeutige Übereinstimmung zu bringen. Wenn man mit denen etwas anderes machen will – Mathe oder Deutsch beispielsweise – hat man vor allem damit zu tun, dass diese Identitätsprozesse permanent und dauernd parallel laufen. Dabei fällt tatsächlich auf, dass die Jungen gar nicht so sehr aufdrehen, nur weil die Mädels da sind, sondern in Abgrenzung zu den Jungs, die abweichen.

Andrea Maihofer: Ja, das ist genau der Punkt.

Frank Winter: Ich habe bislang vorwiegend im ländlichen Bereich gearbeitet, in Deutschland und in der Schweiz. Und da ist es tatsächlich so: Das größte Schimpfwort – ich glaube das ist wahrscheinlich mindestens europäisch – ist immer noch: „Du Schwuler.“ In diesem Wort sind alle abweichenden Männlichkeitskonzeptionen enthalten: ein anderes, zärtlicheres Verhältnis zum eigenen Körper, ein anderes Verhältnis zu Emotionalität, ein anderes Verhältnis auch zu Zweckgerichtetheit. Ich steh immer wieder völlig baff und erstaunt davor und denke: Wie hat sich das in den jugendlichen Milieus reproduziert? Die Universalität dieser Ausgrenzung ist unglaublich – und ich bin immer wieder atemlos und sprachlos darüber, dass man sie kaum aufbrechen kann: sie ist so manifest! Hier würde mich interessieren, inwieweit die Geschlechterforschung versucht, ihre Erkenntnisse, ihre begriffliche Arbeit empirisch abzustützen? Ich denke, dass in Schulen und in den Peer-Milieus wahnsinnig viel passiert.

Andrea Maihofer: Also ich kann das nur unterstreichen. Zum einen auch weil ich gerade eine 13-jährige Tochter habe und diesen Prozess in der Klasse und mit ihr und den Kollegen so beobachte. Die sind sehr mit diesem Prozess beschäftigt und was die Schule betrifft kann man froh sein, wenn sie sich nebenbei noch damit beschäftigen.

Ich habe vor einer Weile einen Aufsatz geschrieben, auch wenn ich nicht so gern auf meine eigenen Sachen hinweise, „Sozialisation und Geschlecht“ (2002). In diesem Aufsatz ging es mir darum zu sagen: Wir müssen uns unbedingt in der Geschlechterforschung wieder dem Thema Sozialisation zuwenden. Ich habe dort versucht zu zeigen, dass am Anfang der Frauenforschung Sozialisation ein ganz zentrales Thema war. Eben um zu zeigen, wie Mädchen zu Mädchen gemacht werden. Da wurden sehr wichtige Erkenntnisse gemacht. Mittlerweile haben sich im Zuge dieser ganzen Diskussion um Männlichkeit und Weiblichkeit als sozialer Konstruktion die Forschungsinteressen fast vollständig auf andere Forschungsfelder verschoben. Sie haben sich aber nicht nur verschoben. Wie ich zu zeigen versucht habe, wurde das Thema der Sozialisation zwischenzeitlich regelrecht tabuisiert, weil – und da kommen wir genau zu dem Problem von Frau Degele – die Sorge bestand, mit der Rekonstruktion geschlechtsspezifischer Sozialisationsprozesse die traditionellen Geschlechterrollen zu reproduzieren und zu verfestigen. Was werden wir nämlich finden? Zum großen Teil noch schrecklich traditionelle Geschlechterdifferenzierungen – bei Jungen und Mädchen. Und nur ganz wenige Elemente wo etwas aufgebrochen ist. Vor zehn Jahren war das so. Inzwischen hat sich da aber einiges geändert. Vielleicht wächst deshalb auch allmählich wieder das Interesse an Sozialisationsprozessen?

Für mich ist es, wie gesagt, eine wichtige Aufgabe der Geschlechterforschung, empirisch zu rekonstruieren, was mit den Kindern passiert, die ja nach wie vor immer noch zu Jungen *und* Mädchen werden müssen. Die Analyse dieser Prozesse ist für die Geschlechterforschung wichtig, um die hegemoniale Geschlechterordnung und ihre Mechanismen und Effekte zu verstehen. Ich beobachte aber erfreut, dass das vorherige Tabu langsam schwindet. So gibt es ja auch bald eine Vorlesungsreihe zu dieser Thematik hier in Freiburg.

Ich möchte aber noch an einem anderen Punkt anknüpfen. – Natürlich hat die Queer Theory und Butler genau an solchen Punkten neuer sexueller Lebensweisen angesetzt. Sie haben vielleicht nicht über Warhol geschrieben, aber sie haben an ganz vielen sozialen Praxen angesetzt, Geschlecht, Geschlechtlichkeit und Geschlechterdifferenzen anders zu leben und darzustellen. Das ist für die Entwicklung dieser Theorien zentral.

Klaus Theweleit: Die ganzen Queer-Praktiker kommen erstmal aus der Comicszene und ähnlichen Umgebungen.

Andrea Maihofer: Aber theoretisch haben wir da ungeheuer viele wichtige Schritte gemacht um genau das zu begreifen. Das finde ich ganz wichtig. Darüber können wir noch länger diskutieren.

Klaus Theweleit: Gerne. Aber nicht in so unfruchtbaren Gegenüberstellungen.

Andrea Maihofer: Ja eben.

Klaus Theweleit: ...dass man sagt, hier ist die Theorie, da die Praxis.

Andrea Maihofer: Auf diesen Punkt habe ich vorhin auch schon hingewiesen.

Klaus Theweleit: ...denn Herr Winter bestätigt ja eher, was ich gemeint habe mit den „3 Prozent“. Die 97 Prozent, von denen er spricht, sind genau die, bei denen der Prozess nicht klappt.

Frank Winter: Das ist Macht.

Klaus Theweleit: Ja, da sind wir uns vollkommen einig. Aus diesem Grund sind die 11-15-Jährigen dauernd in den Körper-„Dramen“, von denen Sie sprechen. Und bei den anderen drei Prozent funktioniert es. Die kann man als die gesuchten „Subjekte“ bezeichnen. Die anderen haben als Schimpfwort ‚Du Schwuler‘. An diesem Punkt besteht jede Menge Bedarf an anderen Haltungen und an empirischer Forschung.

Mit Frau Maihofers Beschreibung des Normbegriffs, wie er sich philosophisch entwickelt hat, bin ich dabei vollkommen einverstanden. Die Differenzen oder auch Schwierigkeiten liegen woanders. „Empirische Forschung“: Was weiß man tatsächlich praktisch; was bekommt man heraus; wo rätselt man? Ich habe z.B. nicht in der Warhol Factory gelebt, von der ich trotzdem etliches ‚weiß‘; sondern 20 Jahre als Hausmann mit Frau und zwei Söhnen. Meine Frau hat halbtags gearbeitet; ich war bei den Kindern in der Zeit; und sie, wenn ich gearbeitet habe; wir haben das geteilt, beide in ziemlich festen Geschlechterrollen. Sie kennt Jugendliche sehr gut aus ihrer Arbeit in der Kinder- und Jugendpsychiatrie und ich die Kinderebene wie auch die Schulebene sehr gut, weil ich auch immer Elternvertreter war. Und oft haben wir vor Wahrnehmungen gestanden, wo wir bis heute keine Antworten haben.

Ein Beispiel: Ich frage mich immer, wie es sein kann, dass bei Kindern und Jugendlichen mit einem Mal diese Gewaltscheiße auftaucht, obwohl die Eltern pazifistische oder feministische Ansichten nicht nur vertreten, sondern auch danach leben. Das ist irre. Wie funktioniert das? Feministische, allein erziehende Mütter müssen feststellen, dass ihr Zweijähriger, schon ihr Einjähriger, beim Spielen einfach zuhaut. Was fast keine Mädchen dieses Alters tun. Wo hat der das her? Wie kommt das da rein? Alle zucken mit den Schultern und niemand will sagen, dass das dann womöglich doch ein männliches Erbe ist; etwas in der Motorik der Jungs, was sich über die Jahrtausende in der männlichen Muskulatur festgesetzt hat. Es scheint, dass es eine Art von sozialer Vererbung gibt, die auch über die Gene funktioniert. An eine biologische glaube ich auch nicht. Aber das Faktum selbst ist evident: Körper mit Penis verhalten sich anders, sie sind angriffslustiger, sie hauen mehr zu und zwar ganz egal wo sie herkommen. Ganz irre.

Ein anderes Beispiel: in der Schule sind zwölfjährige Mädchen den zwölfjährigen Jungen oft weit voraus; nicht nur in der körperlichen Entwicklung, sondern vor allem in der Intelligenz. Mit 16 Jahren dann oft genau das Umgekehrte. Die Mädchen gehen von der Schule ab, sind nicht mehr interessiert, machen kein Abitur, sind irgendwie anders okkupiert, schnallen ab, obwohl sie früher so gut waren. Was passiert da? Sie können doch nicht ‚dümmer‘ geworden sein. Das sind für mich lauter Rätsel, wo breite empirische Forschungen noch fehlen.

Nina Degele: Ich habe jetzt noch drei Wortmeldungen. Die würde ich gern bündeln, um dann der aufkommenden Unruhe Einhalt zu gebieten und dann zur Abschlussrunde kommen.

Beitrag aus dem Publikum: Ich kann das in der Praxis als Rechtsanwältin und Notarin nur bestätigen. Es gibt ein geschlossenes Weltbild von diesen Konstruktionen männlich und weiblich. Deshalb bin ich dankbar, dass ich jetzt

drei doch etwas unterschiedliche andere Entwicklungen sehe, denn man kommt ja überhaupt nicht dagegen an. Ich habe mich deshalb in dem Beruf nicht so wohl gefühlt, weil man nie etwas anderes machen kann. Man läuft mit den Mandanten gegen die Wand und mit den Richtern, oder selbst wenn ich als Notarin einen Vertrag machen muss. Ich muss das nach der Masche machen. Und das stört mich. Ich kriege nichts anderes rein. Und da bin ich froh, das kann sehr wahrscheinlich nur in diesem künstlerischen Bereich sehr viel helfen. Aber es gibt doch wie ich sagte über die Sprache mehr. Und da müssen sie in unterschiedlicher Art und Weise dieses geschlossene Weltbild in ein offenes Weltbild wandeln und dann gibt es wieder neue Möglichkeiten, aber das dauert sehr lange.

Franziska Bergmann: Ich wollte nur sagen, dass der neue Ansatz der Queer Theory auch sehr stark interdisziplinär ist. Deswegen möchte ich betonen, dass Queer Theory nicht nur Judith Butler ist, sondern auch noch andere KünstlerInnen wie Del Lagrace Volcano oder auch Judith Halberstam, die wirklich gezielt interdisziplinär arbeiten. Aus diesem Grund plädiere ich dafür, ein etwas positiveres Bild von der derzeitigen Geschlechterforschung zu vermitteln.

Klaus Theweleit: Das würde ich mitnehmen.

Franziska Bergmann: Dankeschön.

Miriam Coels: Ich komme eigentlich ein bisschen sehr spät. Ich habe eine Verständnisfrage. Und zwar ist mir noch nicht ganz klar, warum dieser Subjektivierungsprozess als Unterwerfung eine genuin männliche sein soll. Sie haben ja erklärt, dass das im Prinzip eine Weiterführung ist, also die Unterwerfung der Umwelt durch Männer, übertragen Männer auf sich selber. Aber das ist mir nicht ganz klar und nicht plausibel.

Nina Degele: Dann würde ich sie bitten zu der Frage Stellung zu nehmen und ein Schlussstatement zu formulieren. Wer möchte anfangen?

Andrea Maihofer: Was meinst du jetzt mit Schlussstatement? Einfach mal aufhören?

Ich finde das ist ein ganz wichtiger Punkt: *Queer Theory* und darauf hinzuweisen, dass da in aktuellen Theorien eben auch eine Verbindung mit Film, Kunst und Theorie versucht wird; aber auch – und das finde ich ganz wichtig: Mit neuen sozialen Lebensweisen. Mir ist wichtig zu betonen, dass es sich hier zudem um neue Existenzweisen, um neue soziale Praxen handelt und nicht einfach ‚nur‘ um Kunst oder Film, es also auch um Veränderungen im sozialen Alltag geht. Das wird versucht kritisch-theoretisch zu begreifen. Jetzt noch mal bezogen auf die Frage „warum ist das männlich?“

Also, ich will jetzt nicht diesen Vortrag noch mal halten. Der Punkt ist der: Wenn Foucault sagt, Männer müssen in der Entwicklung ihrer Männlichkeit dieses Selbstverhältnis zu sich als Mann herausbilden, sich beherrschen, disziplinieren lernen, dann ist das ihm zufolge deswegen ein in sich männliches Selbstverhältnis, weil normativ dadurch (also durch ebendieses Selbstverhältnis) Männlichkeit definiert wird. Das heißt, in den modernen westlichen Gesellschaften wird dieser Typ des Verhältnisses zu sich selbst als ein männliches bezeichnet und gesagt, indem ein Individuum dieses Selbstverhältnis in

sich entwickelt, macht es sich zum Mann. Das Selbstverhältnis der Herrschaft über sich selbst ist also nicht per se ein männliches, sondern es wird in einem gesellschaftlichen Kontext als solches normativ markiert und das macht es zu einem *männlichen* Selbstverhältnis. Selbstbeherrschung, Selbstdisziplin oder überhaupt diese Form des Subjekts sind nicht an sich männlich, sondern sie sind männlich, weil sie in unserer Geschlechterordnung als etwas gelten, was Männlichkeit ausmacht. Deswegen sind sie männlich. Das ist ein ganz wichtiger Erkenntnisschritt. Das hat nichts mit Biologie zu tun, sondern eben mit einer Zuweisung/Vergeschlechtlichung einer sozialen Praxis, wodurch festgelegt wird: Dieses Verhältnis müssen Menschen in sich entwickeln, damit sie Männer werden und aus diesem Grund macht es Sinn davon zu sprechen, dieses Selbstverhältnis, dieser Typ des Subjektes ist in sich männlich.

Interessant ist nun, dass wir heute in einer historischen Situation sind, in der von immer mehr Frauen verlangt wird, ebenfalls ein solches Selbstverhältnis in sich zu entwickeln (mussten sie zwar in gewisser Weise schon länger, aber nicht in dieser absoluten Weise). Heißt das nun aber, sie müssen ein in sich männliches Selbstverhältnis entwickeln, sich in gewisser Weise also ‚vermännlichen‘? Oder beginnt damit ein Prozess, an dessen Ende dieser Typ des Subjekts, dieses Selbstverhältnis gar nicht mehr mit der normativen Definition von Männlichkeit verbunden ist? Zudem: könnte es nicht sein, dass diese Form des Selbstverhältnisses, des Subjekts, da es nun auch vermehrt von Frauen entwickelt werden muss, sich jetzt möglicherweise ganz allmählich verändert und transformiert? Allemal jedenfalls in Zukunft nichts mehr mit einer Darstellung von Geschlecht, einem *doing gender* verbunden ist, wie das derzeit noch der Fall ist.

Nina Degele: Danke Andrea, jetzt habe ich dich verstanden.

Andrea Maihofer: Jetzt bin ich auch zu Ende damit.

Nina Degele: Gut, dann sind wir jetzt am Schluss und soweit, dass wir uns alle verstehen und wissen, worüber wir reden. Ich danke ganz herzlich den beiden ReferentInnen, Klaus Theweleit und Andrea Maihofer. Ich danke Ihnen fürs Kommen, für die angeregte Diskussion und für ihr aufmerksames Zuhören. Ich danke den Veranstalterinnen für die zur Verfügungstellung des Raumes und die Organisation. Und Andrea Maihofer hat es schon erwähnt: Wir bleiben bei den Themen Geschlecht und Sozialisation wo es auch wieder eine Veranstaltung geben wird. Andrea Maihofer wird da auch mit dabei sein und ihre Position vertreten. Sie sind jetzt schon herzlich eingeladen auch wenn der Termin noch nicht feststeht. Aber den werden Sie früh genug erfahren. Und jetzt können Sie an die frische Luft und ich hoffe Sie haben noch einen schönen Abend. Vielen Dank.

Anmerkungen

1 Von Antje Harms, Miriam Coels, Meike Penkwitt und Lina Wiemer.

2 Diese Fassung wurde abschließend von den beteiligten Personen autorisiert.

Literatur

- ADORNO, THEODOR W./ HORKHEIMER, MAX (1987) „Dialektik der Aufklärung“. *Gesammelte Schriften Bd. 5*. Frankfurt/M: S. Fischer, 25-238.
- FOUCAULT, MICHEL (1979) *Sexualität und Wahrheit. Bd. 1: Der Wille zum Wissen*, Frankfurt/M: Suhrkamp.
- FOUCAULT, MICHEL (1986) *Sexualität und Wahrheit. Bd. 2: Der Gebrauch der Lüste*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- MAIHOFFER, ANDREA (1995) *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*. Frankfurt/M: Ulrike Helmer Verlag.
- MAIHOFFER, ANDREA (2001): „Dialektik der Aufklärung – Die Entstehung der modernen Gleichheitsidee, des Diskurses der qualitativen Geschlechterdifferenz und der Rassentheorien im 18. Jahrhundert.“ *Die andere Hälfte der Globalisierung. Menschenrechte, Ökonomie und Medialität aus feministischer Sicht*. Hg. Steffi Hobuß/ Christina Schües/ Nina Zimmnik/ Birgit Hartmann/ Julia Pätrut. Frankfurt/M., S. 113-132.
- MAIHOFFER, ANDREA (2002) „Geschlecht und Sozialisation.“ *Erwägen Wissen Ethik, Paderborn*. Hg. Frank Benseler/ Bettina Blank/ Reinhard Keil-Slawik/ Werner Loh. 13-74.
- MARX, KARL (1972) *Das Kapital. Marx/ Engels Werk (MEW) Bd. 23*. Berlin: Diete Verlag.

